...rom. 76n (2,2 Mühlbach

# Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

**Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,**
**Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.**

23889,

# Erzherzog Johann
## und seine Zeit.

Von

**L. Mühlbach.**

Zweite Abtheilung:

## Erzherzog Johann und Metternich.

Zweiter Band.

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

# Erzherzog Johann

und

# Metternich.

Von

**L. Mühlbach.**

Lindauersche Bibliothek.

Zweiter Band.

Bayerische Staatsbibliothek München

Berlin, 1860.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhalt des zweiten Bandes.

## Drittes Buch.

# Zwei historische Schlittenfahrten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# I.

## Ein Nachtbild.

Der Tag ist zu Ende, glühend roth ist die Sonne dort drüben hinter den Schneehügeln bei Smorgoni untergegangen, und ihre letzten purpurnen Strahlen leuchten über die weite Schneefläche hin, daß sie wie mit Blut übergossen da liegt. Blut, Schnee und Eis rings umher, kein froher Menschenlaut unterbricht das feierliche Schweigen, kein lebendes Wesen schreitet über die weiten unermeßlichen Schneefelder daher. Das Leben ist erstarrt, und in furchtbarer Oede liegt die Erde da im winterlichen Todesschlaf. Drüben unfern von der Landstraße liegt Smorgoni, die kleine russische Stadt, in welcher heute am fünften December des Jahres 1812 auf dem Rückzug von der Beresina der Kaiser Napoleon mit seinem Generalstab sein Quartier genommen, seinem Heer um einen Marsch voraus

eilend. Auf den weißen, beschneiten Dächern der Häuser in Smorgoni liegen die letzten Strahlen der kalten purpurnen Abendsonne, und blutig leuchten auch sie.

Blut überall, Blut und Schnee und Eis!

Kein Ton der Freude dringt von Smorgoni herüber, kein Haus ist bewimpelt, keine Freudenschüsse erschallen, wie sonst in den Städten, in denen Napoleon seinen Einzug gehalten.

Die Welt ist erstarrt, und auch die Herzen der Menschen sind es! Kein Wort der Liebe tönt mehr von den erbleichten Lippen, kein Lächeln erhellt mehr die düstern, verzweifelten Angesichter. Der Winter ist jetzt der Herr der Welt, der Winter hat gethan, was den Heeren des Kaisers Alexander und seines Feldmarschalls Kutusow nicht gelingen wollte, der Winter hat die größte Armee Napoleons entwaffnet, er hat der alten Garde das Schwert aus den Händen gewunden, er hat Helden in zitternde Greise verwandelt, er hat die Muthigen muthlos gemacht, die Starken entnervt, er hat die Disciplin aufgelöst und die Ohren verstopft, daß sie auf kein Commandowort mehr hören! Es giebt jetzt keine Marschälle und Generäle mehr, keine Officiere und keine Subordination, es

giebt selbst keinen Kaiser Napoleon mehr! In den Leichenbergen an der Beresina liegen die Lorbeern der großen Armee, liegt die Herrlichkeit und Macht Napoleons, die Liebe und Bewunderung der großen Armee für ihren „petit corporal“ begraben.

Die große Armee flieht aber nicht vor einem sichtbaren Feinde, sie flieht vor den unsichtbaren Feinden, die in der Luft, auf der Erde, in ihren eigenen Eingeweiden gegen sie kämpfen, die große Armee flieht vor der Kälte und vor dem Hunger!

Aus Moskau ist sie entflohen vor dem Feuer, jetzt flieht sie vor dem erstarrten Wasser, vor der Eisesluft, deren Einathmen ihre Lungen wie mit Dolchspitzen verwundet, vor der schneebedeckten Erde, deren Berührung ihre Füße verwundet, daß sie ihren Weg mit einer Spur von Blut bezeichnet. Alle Elemente sind in grimmiger Feindschaft entfesselt gegen die große Armee, welche es gewagt hat, ihre Lorbeern nach den kalten Eisfeldern des Barbarenreichs zu tragen, um sie dort zu vermehren mit neuen Lorbeerzweigen. Aber jetzt sind die Lorbeern erfroren unter dem russischen Eis, die große Armee hat sich aufgelöst und nur einzelne Trümmerhaufen treiben sich noch umher in der großen russischen Schneewüste.

Todesstill, inmitten von Schnee und Eis liegt Smorgoni da, die Stadt, in welcher der Kaiser Napoleon heute mit seinen Marschällen und Generälen sein Quartier genommen.

Todesstill liegt sie da, und doch feiert sie heute den Geburtstag ihres Ruhms und ihrer Unsterblichkeit. Wer hat bis dahin Smorgoni, diese kleine Stadt der russischen Einöde, noch jenseits von Wilna, gekannt, wer außerhalb Rußlands hat gewußt, daß ein Smorgoni existirt? Aber jetzt, da Napoleons Fuß es berührt hat, jetzt ist es aus seiner Vergessenheit und seiner Unbedeutendheit hervorgetreten, jetzt hat es einen Platz erhalten in der Geschichte, jetzt werden die Jahrhunderte noch von Smorgoni reden, der Stadt, wo Napoleon Abschied nahm von seinen Marschällen, wo er die Trümmer seiner Armee verließ, um heimlich nach Frankreich zu eilen!

Hier, in Rußland, war er nur noch der besiegte, gedemüthigte General, in Paris wird er wieder der mächtige, angebetete Kaiser sein. Fort also, fort nach Paris! Nicht mehr den Jammer und das Klagegeschrei dieser Tausende sehen, nicht mehr machtlos zuschauen müssen, wie der Tod in den Reihen der Krieger wüthet, und der Hunger die meist so schönen und stattlichen

Männer in elende zerfetzte Jammergestalten verwandelt! —

Todesstill, inmitten von Schnee und Eis liegt Smorgoni da! Die letzten Strahlen der blutrothen Sonne sind auf ihren Häusern verblaßt, das graue Leichentuch der Dämmerung hat sich niedergesenkt auf die Erde, und „die Stille ist stiller geworden.“

Allmälig beginnt es am Himmel aufzufunkeln, Stern nach Stern steigt an dem dunkeln Horizont empor, und drüben hinter Smorgoni hebt sich langsam und majestätisch die gelbe volle Scheibe des Mondes empor, als wolle der Himmel nicht müde werden, den Jammer und die Qual der Erde zu schauen, und als ob die Sonne und der Mond und das ganze Heer der Sterne es bewundernd sehen sollen, wie der Gewaltige gedemüthigt, der Große erniedrigt und in den Staub getreten werde!

Jetzt über die schauerliche Schneewüste fährt der Nachtwind heulend daher, und wirbelt den Schnee in dichten Wolken empor, und deckt die Geheimnisse auf, die unter der weißen Hülle begraben gelegen. Hier starrt ein Menschenantlitz auf aus dem aufgeloderten Schnee, dort jenen Hügel deckt der Sturmwind auf, und eine menschliche Gestalt, in elende Lumpen gehüllt,

wird sichtbar, dort wieder eine, und noch eine, — der Mond beleuchtet sie alle, die Leichen der armen Flüchtlinge, die sich losgetrennt von der Armee, und geglaubt haben, dem Tod zu entfliehen, wenn sie dem Elend an der Beresina entflohen waren, die geglaubt haben, ihre Kräfte und ihr Brod reichten aus bis nach Wilna hin, nach Wilna, wo die großen Magazine der französischen Armee lagen. .

Der Mond beleuchtet sie alle, die Leichen der armen Flüchtlinge, die auf dem Wege erstarrt, vor Kälte und Erschöpfung ermattet und hingesunken sind, um nimmer wieder aufzustehen. Der Mond hat ihre Sterbestunde gesehen, der Sturmwind hat auf seinen Flügeln ihre letzte einsame Todesklage gen Himmel getragen, der Schnee hat ihnen den letzten Liebesdienst erwiesen, und ihnen die Augen zugedrückt mit seinem kalten Leichentuch.

Aber der Sturmwind, der das Leichentuch wieder emporgehoben, trägt jetzt den Geruch der Verwesung durch die Luft dahin, weit, weit dahin über die Ebene bis hinein in den dichten schwarzen Tannenwald dort hinten am Horizont. Und jetzt hört man aus dem Walde daher ein gräßlich Heulen und Jauchzen und auf der Schneefläche vor demselben zeigen sich

einzelne dunkle Punkte, sie kommen näher und näher, werden größer, gewinnen Gestalt und Form, blitzende Augen leuchten durch die Nacht, es keucht und schnaubt heran in schwarzen Massen.

Der Sturmwind hat die Leichen aufgedeckt, er hat durch die Luft die furchtbare Botschaft nach dem Walde getragen, und die Bewohner des Waldes, die Wölfe, kommen jetzt daher gerast, um ihre Beute zu holen.

Und immer mächtiger rast der Sturm, immer neue Leichen deckt er auf, daß die Wölfe aufheulen vor Freude, und mit ihrem Triumphgeschrei die Luft erzittern machen.

Aber auf einmal verstummt ihr Geheul und wie von Entsetzen ergriffen springen sie von dannen und rennen wieder dem Walde zu. Ihr Instinct sagt ihnen, daß ihr Feind wacht, daß Menschen im Anzug sind, und noch fürchten sie den lebendigen Menschen; es giebt Leichen genug, der Hunger zwingt die Wölfe daher nicht, mit dem lebenden Feinde den Kampf zu wagen. Genug der Todten sind ihnen verfallen.

Das Geheul der Wölfe ist verstummt, aber jetzt trägt der Sturmwind einen anderen Laut durch die kalte Nachtluft daher. Man hört das Stampfen trabender Rosse, das Klingeln ihrer Schellen, das Rau-

schen von Schlitten, — sie kommen näher und näher. Der Mond, der die Leichen beschienen, und den Wölfen geleuchtet, der Mond zeigt auch denen ihren Weg, die jetzt in zwei Schlitten daher kommen, und in rasender Eile über die Schneewüste dahin fliegen.

Tief verhüllte Gestalten sitzen vorn auf dem Bock des ersten Schlittens, aber der Sturmwind achtet nicht ihrer Umhüllung und reißt die Pelzcapuze zurück, die das Gesicht des Mannes, der neben dem Kutscher sitzt, verborgen hält. Ein schwarzes Antlitz wird sichtbar, und zwei schwarze bebende Hände ziehen rasch die Capuze wieder über das Antlitz. Jetzt hebt der Sturmwind das Leder auseinander, das die Vorderseite des Kutschkastens bedeckt, der auf dem Schlitten befestigt ist. Der Mond scheint neugierig hinein in den Schlitten und beleuchtet die beiden Gestalten, die da in jeder Ecke des Wagens lehnen. Der Eine, eine große schlanke Gestalt, lehnt sein Haupt zurück in die Ecke, seine Augen sind geschlossen, er schläft. Der Andere, kleiner und stärker wie sein Gefährte, sitzt aufgerichtet, grade und stolz da. Sein Antlitz ist bleich und unbeweglich, seine Lippen sind fest aufeinander gepreßt, seine großen dunklen Augen funkeln wie zwei Dolchspitzen. Kein menschlich Fühlen ist in diesen

ehernen Zügen, wie ein Medusenbild ist dieses bleiche Antlitz anzuschauen, so starrt es hinaus in die mondhelle Nacht, auf die kalte verhaßte Welt.

Roustan, der Mameluck des Kaisers, ist es, der da vorn neben dem Kutscher sitzt, Caulaincourt, der Herzog von Vicenza, ist es, der da drinnen im Schlitten schläft, und das bleiche starre Medusenangesicht da neben ihm — das ist das Angesicht Napoleons, das Angesicht des Welteroberers, der seiner verhungernden, verfrierenden Armee entflieht, um nach Paris zu eilen.

Caulaincourt schläft. Der Kaiser hat jetzt nicht nöthig ein heiteres Gesicht, einen unerschrockenen Sinn zu heucheln, er hat nicht nöthig ein Lächeln auf seine Lippen zu bannen, und seine Augen aufleuchten zu lassen im Glanz der Hoffnung und des Muthes.

Caulaincourt schläft, der Kaiser darf jetzt sich versenken in seine Qual, die Düsterheit seiner Seele darf auf seinem Antlitz wiederscheinen, sein gemartertes stolzes Herz darf sprechen aus seinen starren Blicken, seinen zusammengepreßten, bleichen Lippen, seiner gefalteten Stirn. Niemand, nein Niemand, selbst Gott nicht, soll's wissen, was diese stolze Seele leidet, von welchen furchtbaren Wunden sein Hochmuth gemartert wird! Niemand soll die Thräne sehen, die jetzt aus seinem

Herzen emporsteigt in seine Augen! Keinen, auch Gott und die Nachtluft nicht, wird er die Klage hören lassen, die da tief, tief in seiner Brust jammert und schreit!

Einmal, nur Einmal, da er die Lippen öffnet, um aufzuathmen unter der Last, die wie ein Fels auf seiner Seele liegt, Einmal steigt statt des Athems ein lauter schluchzender Ton aus seiner Brust hervor.

Caulaincourt erwacht davon, und starrt empor, und fragt angstvoll den Kaiser, ob er geklagt habe, ob er leide? Aber Napoleon zwingt ein Lächeln auf seine Lippen, und entgegnet, Caulaincourt habe nur geträumt und Er sei ganz wohl, ganz heiter, freue sich nun bald in Wilna zu sein, und Caulaincourt solle ruhig weiter schlafen und träumen. Caulaincourt sinkt wieder zurück in seine Ecke und gehorsam dem Befehl des Kaisers schläft er weiter.

Der Kaiser starrt wieder mit bleichem Angesicht hinaus in die Nacht; zuweilen flammt es in seinen Augen auf wie Zornesblitze, und er schleudert diese Blitze zum Himmel empor, als wolle er ihn zerschmettern, den aufrührerischen Himmel, der ihm, dem Kaiser Napoleon, zu trotzen gewagt.

Aber der Himmel achtet nicht auf das ohnmäch=

tige Blitzen des Erdengottes, die Sterne schauen lächelnd nieder, der Mond mit seinem breiten goldenen Angesicht geht ruhig weiter auf seiner Bahn.

Der Kaiser, mit seinem Schmerz und seiner Wuth im Herzen, sitzt stumm und unthätig da neben dem schlafenden Gefährten, und nur der pfeifende Nachtwind singt ihm ein Schlummerlied. Aber er schläft nicht ein davon, er wacht, und hört auf den Sturm da draußen, den Sturm, der drinnen in seiner Brust tobt, und das lustige Klingeln der Schellen kommt ihm vor wie das Hohnlachen spottender Dämonen.

In rasender Eile fliegen die zwei Schlitten über den Schnee dahin, das Kaiserthum und die Größe Frankreichs führen sie mit sich. Im zweiten Schlitten befinden sich Duroc, Graf Lobau und der General Lefebvre. Aber nicht als der Kaiser verläßt Napoleon Rußland, es ist nur der Herzog von Vicenza, der da im Schlitten sitzt, und der Mann da neben ihm, das ist nur der Herr von Rayneval, der Legationssekretair Caulaincourts. So sagt's der Paß, den der Herzog von Vicenza mit sich genommen und wehe Napoleon, wenn man diesem Paß nicht glauben wollte, wehe ihm, wenn

---

*) Fain: Manuscrit de 1813. Vol. I. S. 3.

man auf seiner Flucht durch dies feindliche Land, das durch ihn in eine Wüste verwandelt ist, in dem Herrn von Rayneval den Kaiser erkennen könnte! Hundert rächende Hände werden sich erheben, ihn zu zerreißen, Feinde würden hinter jedem Stein, hinter jedem Busch und aus jedem Hause hervorstürzen, den Verhaßten niederzuschmettern.

Vor wenig Wochen noch war er die Bewunderung der ganzen Welt, jetzt ist er ihr Abscheu, vor wenig Wochen noch schmeichelte Jeder seiner Größe und Herrlichkeit, jetzt, wohin er unbemerkt und unerkannt kommt, hört er die Flüche und die Verwünschungen, mit denen man ihn als den Kronenräuber, den Menschenmörder bezeichnet. Und wenn er's hört, so senkt er sein Haupt und schweigt, — er ist ja nicht der Kaiser, nur Caulaincourt's Secretair, der Herr von Rayneval, so sagt's der Paß.

In rasender Eile fliegen die beiden Schlitten dahin durch die helle Mondnacht, nirgends Rast, nirgends Ruhe. Nur zuweilen in den kleinen Städten, die sie passiren, wird angehalten, um die Pferde zu wechseln, dann geht's weiter, schweigend, hastig durch die Schneewüste dahin.

Als der Morgen dämmert, haben sie fast Mied-

niki, die Station vor Wilna, erreicht. Am französischen Posthause halten sie an, die Pferde zu wechseln. Aus dem Hause eilt jetzt schnell ein in kostbares Pelzwerk gehüllter Herr hervor, und nähert sich dem ersten Schlitten. Als er das bleiche Herrscherantlitz gewahrt, will er sich tief zur Erde neigen. Aber der Kaiser winkt abwehrend mit der Hand.

Steigen Sie ein, Maret, sagt er gelassen, Caulaincourt fährt in dem zweiten Schlitten bis Wilna, dort setze ich Sie ab!

Maret, der Herzog von Bassano, beeilt sich, dem Befehl zu genügen, und wie er seinen Sitz eingenommen, geht die Fahrt weiter in rasender Eile.

Maret, der von Wilna dem Kaiser bis Miedniki entgegengekommen, wartet ehrfurchtsvoll auf die Anrede des Kaisers. Aber Napoleon spricht nicht, die innere Qual schnürt ihm die Brust zusammen, wenn er die Lippen öffnete, würde ein Schrei hervordringen, wenn er Maret, seinen vertrauten Minister, ansähe, würde eine Thräne seinen Blick umdüstern. Es bedarf einer langen Pause, um diesen Krampf des zornigen Schmerzes hinunterzuwürgen, um wieder die gleichgültige Miene und den ruhigen Ton festzuhalten.

Nun ist's gelungen, und er wendet sich ruhig zu

seinem Minister hin. Maret, sagt er kalt und ernst, Maret, ich bin besiegt, aber es ist ein Trost, daß mich nicht die Menschen, sondern die Elemente besiegt haben! Wäre die Kälte nicht mit so furchtbarer Gewalt eingetreten, so würde ich jetzt als siegreicher Feldherr an der Spitze einer Armee von zweimalhunderttausend Mann stehen, und Alexander meine Gesetze dictiren. Aber die Kälte hat mich und meine Armee besiegt. Maret, — es giebt jetzt keine große Armee mehr, denn einige wilde Haufen Auseinandergelaufener, die kann man nicht mehr eine Armee nennen. Die Kälte, und der Ungehorsam, der Unverstand meiner Kriegsbeamten tragen an Allem Schuld. Meine Beamten haben auf Nichts Bedacht genommen, meine Befehle sind nicht vollzogen worden. Die Folge davon ist, daß wir als verhungerte Flüchtlinge aus Rußland entfliehen, statt es als stolze Sieger zu beherrschen. Aber ich komme, die Verbrecher zu strafen, die Saumseligen zur Rechenschaft zu ziehen, und meine zertrümmerte Armee zu rächen an den Schuldigen!

Maret schaut fast entsetzt auf diesen ehernen Mann hin, der jetzt noch inmitten des Elends von Hunderttausenden, inmitten einer durch ihn verwüsteten Welt, kein Wort des Bedauerns und der Klage, keine Selbst-

vorwürfe, keine Demuth kennt, sondern nur Vorwürfe für Andere hat, nur rächen und strafen will! Aber der Blick, den Napoleon jetzt auf ihn heftet, ist doch so voll Schmerz und Qual, über die breite Cäsarenstirn fliegen so düstere Wolken, daß Maret doch ein unendliches Mitleid in seiner Seele aufsteigen fühlt. Er unternimmt's daher, Napoleon zu trösten und aufzurichten. Er erzählt ihm von den unermeßlichen Hülfsquellen, welche dem Kaiser noch geblieben, von den fast unerschöpflichen Vorräthen, die in Wilna aufgehäuft sind, und die vollkommen genügen werden, die ganze heimkehrende Armee zu kleiden, zu nähren und wieder auf den Kriegsfuß zu bringen.

Das Antlitz des Kaisers erhellt sich, die Wolken verschwinden von seiner Stirn, er reicht Maret die Hand dar mit einem Blick so voll milden Danks und sanfter Güte, daß dem Minister die Thränen in die Augen treten.

Sie haben mich aufgerichtet, und es wird leichter da drinnen in meiner Brust, sagt er leise, darauf, in seinem lauten, gebieterischen Kaiserton, fuhr er fort: Ich rechne darauf, daß es Ihnen gelingen wird, den König von Neapel zu überzeugen, er müsse in Wilna den Rückzug eine andere Gestalt annehmen lassen, sagen Sie ihm,

daß das Heil der Armee davon abhängt, sagen Sie ihm, daß ich auf ihn rechne.*)

Und jetzt, mit vollkommener Ruhe und Klarheit ertheilt er Maret seine weiteren Befehle, disponirt über die Millionen seiner Kriegskasse, über die einzelnen Armeecorps, über seine Beamten, bestimmt Denen Orden, Jenen Gehaltszulage, pensionirt wieder Andere, und verleiht Titel, als befände er sich mitten im tiefsten Frieden, und säße decretirend in seinem Kabinet in den Tuilerieen.

Während deß jagten die Schlitten in rasender Eile vorwärts, immer vorwärts! Jetzt fahren sie durch die Thore einer Stadt. Der Kaiser zieht heftig das Schutzleder seines Schlittens dicht zusammen, und lehnt sich bleich und düster in die Ecke.

Er hat die Stadt erkannt, er weiß, daß er in Wilna ist, und er denkt daran, wie stolz und triumphirend er vor wenig Monaten in Wilna eingezogen, welche Siege und Triumphe er damals noch erhoffte, mit welcher scheuen anbetenden Bewunderung damals ganz Europa auf ihn hinschaute, und Jetzt, Jetzt! —

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Caulaincourt: Mémoires Vol. IV.

Der Schlitten hielt vor dem Posthaus an und der Herzog von Vicenza öffnete leise das Leder.

Wollen Ew. Majestät nicht hier Ihr Nachtlager nehmen und hier speisen?

Der Kaiser richtet sich empor, und sein Angesicht ist ganz ruhig und gleichgültig. Wir werden unser Nachtlager im Schlitten nehmen, und ich habe keinen Hunger, sagt er, in zehn Minuten soll angespannt und abgefahren sein! Maret, steigen Sie aus, um hier zu bleiben. Leben Sie wohl! — Wir werden uns bald in Paris wiedersehen, und da werden wir die Unannehmlichkeiten dieser Tage bald vergessen haben! Auf Wiedersehen also in Paris!

Während der Kaiser also Abschied nimmt von seinem Minister, sind die übrigen Herren seines Gefolges, der Herzog, der Großmarschall, und der General in das Haus eingetreten und mit hastigen Mienen verlangen sie den Posthalter zu sprechen. Er naht sich ihnen ehrfurchtsvoll, er beugt den Nacken tief in den Staub vor den goldgestickten Uniformen und den vornehmen Namen, und fragt demüthig nach den Befehlen der hohen Herrn!

Mein Lieber, sagt der Herzog von Vicenza hastig, wir haben nichts zu befehlen, nur zu bitten. Gebt

uns rasch etwas zu essen, uns hungert fürchterlich, und wir haben keine Vorräthe in unsern Schlitten. Rasch also, ehe die paar Minuten ablaufen.

Ach, gnädigster Herr, seufzte der Posthalter mit Thränen in den Augen, ich habe nichts zu essen. Wir leiden Mangel an Allem, wir haben in den Magazinen Korn und Mehl und Fleisch, aber sie werden nicht geöffnet, und seit drei Tagen habe ich kein Fleisch mehr im Hause gehabt.

So gebt uns Brod, ruft Caulaincourt ungeduldig, wir verlangen nichts weiter als Brod, und wenn Ihr's habt, eine Flasche Wein!

Ja, eine Flasche Wein ist da und auch wohl noch ein Brod, aber es ist grob und alt, und wenig geeignet für die Zähne so vornehmer Herren!

Mein Lieber, sagt Duroc lächelnd, unsere Zähne haben seit Moskau so wenig Arbeit gehabt, daß sie sehr froh sein werden, überhaupt etwas zu beißen zu bekommen. Gebt also Euer Brod.*)

Der Posthalter reicht aus dem Wandschrank ein großes Schwarzbrod dar und eine Flasche Wein.

Die Hände der drei vornehmen Herren streckten sich

---

*) Pertz: Leben Steins. III. 265.

zu gleicher Zeit aus nach dem Brod, dem kostbaren Leckerbissen!

Gebt uns ein Messer, Freund, das Brod zu zerschneiden, ruft Duroc. Nun rasch getheilt, denn die Zeit ist um!

Ja, rasch getheilt, sagt Caulaincourt, in vier gleichmäßige Theile.

Wie denn in vier Theile? fragt der General Lefebvre, wir sind ja nur unser drei?

Der Kaiser ist der vierte Mann, erwiedert Caulaincourt. Wie sehr er auch Kaiser ist und großer Cäsar, es wird doch eine Stunde kommen, wo er Mensch sein und menschlichen Hunger fühlen wird! Hier, dies Mittelstück für den Kaiser! Dies hier für Sie, Großmarschall, dies für Sie, General, dies hier für mich! —

Mit zufriedener Miene nimmt Jeder sein Stück Brod und läßt es in die Tasche der goldgestickten Uniform gleiten.

Nun nehme Jeder rasch einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, und den Rest behalte ich für den Kaiser. Aber rasch, rasch, wir müssen fort.

Die Flasche geht von Hand zu Hand, eben will Caulaincourt sie an die Lippen setzen. Da ruft drau-

ßen eine Donnerstimme: Wo ist der Herzog von Vicenza?

Er erbebt, und steckt die Flasche ein, und alle drei stürzen sie zur Thür hinaus zu den Schlitten hin; mit demüthiger Miene bittet Caulaincourt den Kaiser um Verzeihung wegen der Versäumniß und nimmt seinen Platz neben Napoleon wieder ein.

Weiter geht's in sausendem Galopp, weiter durch die schneeige Wüste, durch Dörfer und Wälder und Ortschaften. Nirgends Rast, nirgends Verweilen. Welch ein Glück, daß die Herren wenigstens ein Stückchen Brod haben, ihren Hunger zu stillen. Auch der Kaiser hat das Brod genommen, das Caulaincourt ihm gereicht, er hat es ohne Klage hinuntergewürgt, und sich dann wieder stumm und düster in die Ecke zurückgelehnt.

Nach zwei Tagen rastloser Fahrt, am siebenten December, fahren die beiden Schlitten in die Festung Kowno ein. Hier soll endlich Nachtruhe gehalten werden, hier im Gasthaus wird Quartier genommen. — Es ist ein elendes kleines schmutziges Gasthaus, den erschöpften Reisenden erscheint es wie ein Palast, es ist ein kärglich schlechtes Mahl, das man aufträgt, ihnen scheint's ein Göttermahl.

Nur der Kaiser theilt nicht das Behagen und das Entzücken. Tief in seinen Pelz gehüllt, den Kopf in der Hand aufgestützt, sitzt er da an dem kleinen Tisch vor dem Mahl, das seinen Begleitern so köstlich duftet, und das sie nicht zu berühren wagen, ehe der Kaiser ihnen die Erlaubniß gegeben.

Duroc, der Großmarschall, naht sich ihm ehrfurchtsvoll und reicht ihm die Schüssel dar. Sire, Sie haben in drei Tagen nichts Warmes gespeist, sagt er bittend.

Napoleon hebt leise das Haupt empor und sieht ihn an, dann, als er das traurige Gesicht seines Freundes gewahrt, zwingt er sich zu einem Lächeln. Nun, so wollen wir jetzt etwas Warmes essen, sagt er, denn Ihr Gourmand's kommt sonst zu sehr aus der Uebung.

Er legt sich von der dampfenden Fleischspeise auf den Teller, und ißt schweigend und mit ungeheuerer Hast davon. Dann, nach einigen Minuten, steht er auf und sagt den Herren ein kurzes: Gute Nacht! und begiebt sich in das anstoßende kleine Gemach, in welchem Roustan ihm sein Feldbett aufgeschlagen.

Schweigend läßt der Kaiser sich entkleiden und sinkt auf das Lager hin. Roustan schleicht auf den

Zehen hinaus und meldet es den Herren im anstoßenden Gemach: der Kaiser schläft!

Der Kaiser schläft! Stille umgiebt ihn, schweigend begeben die Herren sich zur Ruhe, Keiner wagt ein Wort mehr zu sprechen, kaum sich zu bewegen.

Der Kaiser schläft! Seine Getreuen wachen über seinen Schlaf!

Schläft er wirklich, der Kaiser? Hat sein gequältes Herz hier einige Stunden Ruhe gefunden?

Roustan liegt in der kleinen Kammer neben dem Schlafgemach des Kaisers; auf der Schwelle der Thür, die zu dem Kaiser führt, hat er sich gebettet, bereit auf den ersten Ruf des Kaisers zu ihm zu eilen!

Aber Napoleon ruft ihn nicht, wie er's sonst oft gethan, inmitten der Nacht. Schläft er denn?

Zuweilen schreckt Roustan empor aus seinem Schlaf, denn es ist ihm, als habe er Jammern und Wehklagen gehört, als ginge man mit unruhigen Schritten im Zimmer des Kaisers auf und nieder. Aber jetzt ist Alles still, Roustan hat nur geträumt, der Kaiser schläft, und auch Roustan kann wieder schlafen!

Doch bald fährt er wieder auf, jetzt hat er's ganz deutlich schluchzen gehört, ein Jammerton, wie nur die Verzweiflung ihn ausstoßen kann, ist an sein Ohr ge-

drungen, nein, diesmal täuscht ihn kein Traum, er hat es ganz deutlich gehört, er richtet sich auf und lauscht, das Ohr an die Thür gelegt. Nun hört er das Klagen und Seufzen, die einzelnen halblauten Ausrufungen der Qual, des Kummers und Bedauerns, die halb unterdrückten Verwünschungen, die wehmüthigen Klagen.

Nein, der Kaiser schläft nicht! Der Kaiser wacht, und ringt mit seiner Qual!

Roustan wagt es nicht länger, zu lauschen, er kriecht wieder zur Erde nieder, hüllt sein Haupt tief in seinen Pelz, um nichts zu hören, und schläft wieder ein, um erst in der Frühe des Morgens zu erwachen. Denn in der Frühe des Morgens, schon um sechs Uhr, hat der Kaiser befohlen, ihn zu wecken, und zu dieser Stunde hat er den Platzcommandanten der Festung Herrn Hesselat, und den Commandanten der Artillerie Herrn Périola, zu sich befohlen, und ihnen geboten, den Plan der Festung Kowno mitzubringen.

Roustan begiebt sich also in das Schlafgemach, den Kaiser zu wecken. Aber Napoleon schläft nicht mehr, er sitzt aufrecht in seinem Bett, und empfängt Roustan mit einem heitern Morgengruß, und nennt ihn einen Langschläfer und Bärenhäuter, und erzählt

ihm während des Ankleidens, wie wundervoll er selber geschlafen, und wie sehr der lange ruhige Schlaf dieser Nacht ihn erquickt habe.

Dann, als der Kaiser angekleidet ist, sich wieder in den grünen, mit Zobel verbrämten, mit goldenen Brandenbourgs verzierten Sammetrock gehüllt und seine Tasse Chocolade getrunken hat, werden die beiden Commandanten gemeldet.

Der Kaiser läßt sie eintreten, und geht ihnen mit heiterm Angesicht und einem ungezwungenen Lächeln entgegen. Er befiehlt den Platzcommandanten, den Plan der Festung auf dem Tisch auszubreiten, und wendet sich dann an den Commandanten der Artillerie.

Des Kaisers scharfes Auge hat ihn sogleich erkannt, mit seinem wunderbaren Gedächtniß hat er sich sogleich erinnert, daß er ihn früher in Italien gesehen.

Ach Périola, ruft er ihm heiter zu, Sie befinden sich nicht wohl, Sie sahen in Italien besser aus. Hier ist nicht gut sein, nicht wahr? Kehren Sie nach Frankreich zurück, wo wir besser Alle geblieben wären. Was denken Sie davon?

Sire, sagte Périola mit leiser schwankender Stimme, ich denke wie Sie, da mir Ew. Majestät einmal erlaubt haben, meine Meinung auszusprechen.

Ja, ja, wir hätten besser gethan in Frankreich zu bleiben, wiederholt Napoleon gedankenvoll, indem er hastig einigemale auf- und abgeht. Dann tritt er zu der Karte hin, die der Platzcommandant ausgebreitet hat. Aber nur Einen flüchtigen, gleichgültigen Blick wirft er auf die Karte, dann heftet er seine Augen auf den Commandanten.

Sie sind gewiß in einem Pelz hierhergekommen? fragt er.

Ja, Sire, ich bin in einem Pelz gekommen, denn es ist sehr kalt, antwortet Herr Hesselat verwundert.

Nun, was kostet Ihnen Ihr Pelz?

Sire, ich habe zwanzig Louisd'or dafür bezahlt.

Ich gebe ihnen fünf und zwanzig Louisd'or dafür, ich kaufe Ihnen Ihren Pelz ab. Mir haben die Füße auf dem Wege hierher gefroren, ich brauche Ihren Pelz, um mir die Füße darin einzuwickeln. Duroc, zahlen Sie dem Commandanten fünf und zwanzig Louisd'or aus, und lassen Sie den Pelz in den Schlitten legen. Sind die Schlitten bereit?

Sire, es ist Alles bereit, und wartet auf die Befehle Eurer Majestät.

Also vorwärts! Brechen wir auf! Warten Sie Duroc, lassen Sie mich einmal in Ihre Börse greifen!

Der Zufall soll bestimmen, wie viel ich der Dienerschaft geben will.

Er streckt seine kleine zarte, mit kostbaren Brillantringen geschmückte Hand in den leinenen Beutel mit Goldstücken, den Duroc ihm darreichte und zählte dann die Stücke, die er hervorgezogen.

Es waren zwölf Louisd'or. Ach, rief der Kaiser, lachend, die Leute hier im Hause werden sehr zufrieden sein, sie werden wünschen, alle Tage einen solchen Gast zu haben. Adieu, meine Herrn! Noch einmal, Périola, eilen Sie nach Frankreich zurück. Die Luft hier bekommt Ihnen schlecht, es ist die höchste Zeit, daß Sie Rußland verlassen, wenn Sie lebend hinaus kommen wollen.*)

Rasch schwingt sich der Kaiser wieder in den Schlitten, Caulaincourt setzt sich neben ihn, mit einem letzten heitern Lächeln grüßt er die beiden Herren, und vor-

*) Périola reiste noch denselben Tag ab, kam aber nur bis Danzig, wo er starb. Er erzählte seinen Freunden voll Erstaunen die oben angeführte Unterhaltung mit dem Kaiser, und wie sehr der muntere, harmlose Ton Napoleons, der ihm sonst nicht eigen war, ihn in Verwunderung gesetzt hatte. Siehe: Schlosser: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Th. VII. S. 844.

wärts geht es in rasender Eile, hinaus wieder in Schnee und Eis, in Kälte und Sturm.

Der Kaiser lehnt wieder in seiner Ecke, schweigend und düster, sein Antlitz, das vorher so heiter gelächelt, ist wieder ehern und unbeweglich, die Lippen sind fest aufeinander gepreßt, die Augen sind beschattet von den fest zusammengepreßten Brauen, und schwere Wetterwolken lagern auf der bleichen Stirn des Kaisers.

So fährt er dahin, rastlos in unaufhaltsamer Eile dahin, gen Warschau zu.

In Warschau herrscht dumpfe Traurigkeit, die Hiobsposten von der Beresina sind heute, den zehnten December, dahin gelangt, und haben die Polen, die treuen Anhänger und Bewunderer des französischen Kaisers, mit bitterm Schmerz erfüllt. Muthlos sind sie und hoffnungslos, und Herr de Pradt, der sonstige Erzbischof von Mecheln, den Napoleon als seinen Gesandten nach Warschau geschickt, Herr de Pradt vermag nicht, den sinkenden Muth der Polen aufrecht zu halten, ihnen den Glauben an die Unbesiegbarkeit des Kaisers, dem sie vertraut, dem sie ihr Geld, ihre Tapfern freudig zum Opfer dargebracht, wiederzugeben.

Er selber ist traurig und kummervoll, und er hat sich deshalb in sein Kabinet zurückgezogen, und

Befehl gegeben, Niemand zu ihm einzulassen. Die furchtbaren Nachrichten von dem Untergange der großen Armee beschäftigten allein die Seele des Erzbischofs de Pradt, qualvolle Gedanken marterten sein Herz.

Auf einmal wird er aus seinem Hinbrüten durch laute, zankende Stimmen in der Antichambre aufgeschreckt. Seine beiden Kammerdiener sind es, die da zanken und streiten, dazwischen hört er eine scheltende gebieterische Stimme, die ihm fremd ist. Diese Stimme begehrt durchaus nach dem Herrn Erzbischof, sie verlangt, daß man die Thüren zu seinem Kabinet öffne.

Jetzt nähern sich heftige Schritte, jetzt wird die Thür aufgerissen, und eine wunderbare Erscheinung zeigt sich auf der Schwelle. Es ist eine hohe männliche Gestalt, ganz eingehüllt in einen großen Bärenpelz, das Haupt bedeckt eine Capuze von schwarzem Taffet, dessen breiter schwarzer Pelzbesatz tief über das Gesicht niederfällt, und kaum das Kinn und die Spitze der Nase freiläßt. Große, bis über die Knie hinaufgehende Pelzstiefel bedecken die Beine, und über denselben trägt er an den Füßen noch dicke pelzverbrämte Schuhe.

Dieses dunkle seltsame Phantom eilt schwankenden Schrittes zu dem Erzbischof de Pradt hin, der sich erhoben hat, und ihm einige Schritte entgegen gegangen ist.

Rasch, mein Herr, sagt die Erscheinung, rasch kommen Sie, folgen Sie mir!

Ich Ihnen folgen, mein Herr? fragt Herr de Pradt verwundert. Wer sind Sie, mein Herr?

Die Erscheinung hebt den Arm empor, schiebt die Pelzcapuze ein wenig auseinander, und läßt hinter derselben ein bleiches abgezehrtes Gesicht, mit eingefallenen Wangen, mit tief in ihren Höhlen liegenden Augen sehen.

Herr de Pradt stößt einen Schrei des Entsetzens aus. Caulain —

Dieser faßt hastig seinen Arm, und deutet mit einem Wink seiner Augen nach den Dienern hin, die unter der offenen Thür stehen, und neugierig auf den Fremden hinschauen.

Still, flüstert Caulaincourt. Kein Wort weiter. Nehmen Sie Ihren Mantel und folgen Sie mir sogleich.

Wohin? fragt de Pradt leise.

Zum Kaiser? antwortet Caulaincourt eben so leise.

Wo ist er?

Im Hotel d'Angleterre. Rasch! Gehen wir! Er erwartet uns!

Herr de Pradt nimmt hastig Mantel und Hut und stürzt mit Caulaincourt von dannen. Schweigend eilen sie durch die Straße dahin, und treten in den Hof des dunklen unfashionablen Gasthofes ein. Da steht ein elender kleiner Holzschlitten mit einem engen kleinen Kutschkasten, dessen Leder halb zerfetzt und überall abgescheuert ist, auf demselben.

Unsere Reiseequipage, flüstert Caulaincourt mit einem matten Lächeln.

Sie treten in die niedrige, schmutzige Pforte des düstern Hauses. Nun klopft Caulaincourt an eine Thür, diese Thür wird vorsichtig geöffnet, und Roustan schaut heraus.

Wie er den Erzbischof erkannt, tritt er zurück und läßt ihn eintreten in dieses kleine elende düstere Gemach, das nur eine Art von niedrigem Heerd statt des Kamins hat. Einige verglimmende Holzstücke liegen auf demselben, und vor diesem ärmlichen Feuer steht, den Rücken nach dem Zimmer hingewandt, eine männliche Gestalt in einem grünen Sammetrock mit kostbarem Zobelpelz besetzt.

Herr de Pradt wagt nicht, sich zu nähern, er fragt sich selber verwundert, ob dieser Mann da vor dem elenden Feuer, in der niedrigen, schmutzigen Stube, dieser Mann, der so geheimnißvoll und geräuschlos nach Warschau gekommen, ob das wirklich der Kaiser ist, der Held, der vor einigen Monaten unter dem Zujauchzen der ganzen Bevölkerung seinen festlichen Einzug in Warschau gehalten, gefolgt von einer Armee, die sich vermaß, die Welt zu erobern.

Jetzt wendet dieser Mann sich um, — ja, er ist es, de Pradt erkennt ihn. Diese dunklen, flammenden Blicke, diese breite Stirn, diese wie aus Erz gemeißelten Züge, dieses ganze Haupt, das wie die zum Leben erwachte Erzbüste eines der alten Cäsaren anzusehen ist, ja, es ist der Kaiser Napoleon!

Der Erzbischof wagt es einige Schritte vorwärts zu machen; jetzt gewahrt ihn der Kaiser, und sofort nehmen seine starren Züge Leben und Bewegung an, er reicht de Pradt die Hand dar, er begrüßt ihn mit einem Neigen des Haupts.

Sire, stammelt de Pradt entsetzt, Sie sind es wirklich? Sie hier in dieser Umgebung?

Ja, ich bin es, sagt Napoleon mit einem Lächeln, das seine Beschämung, seine Verlegenheit schlecht ver=

birgt. Denn er selber, er erinnert sich! Er erinnert sich, daß er hier in Warschau vor kaum sechs Monaten seinem Gesandten, Herrn de Pradt, seine Instruktionen gegeben, daß er, als handle es sich um eine leichte unvermeidliche Sache, ihm von der Wiederherstellung Polens gesprochen, ihm verkündet, daß er beschlossen, das ganze europäische Ländergebiet umzugestalten!

Ja, Napoleon erinnert sich daran!

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt, sagt er gedankenvoll vor sich hin, dann aber zwingt er wieder ein Lächeln auf seine Lippen.

Wer hat nicht Unfälle erlebt? fragt er in leichtem Ton den Erzbischof, der mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüber steht, und nichts zu erwiedern wagt. Freilich, fährt er fort, freilich hat Niemand wohl derartige Unfälle erfahren, wie ich, aber sie mußten mit meinem Glück im Verhältniß stehen, und übrigens werden sie bald ausgeglichen sein.*)

Gewiß werden sie das, Sire, sagt der Erzbischof leise, denn Ew. Majestät sind, Gott sei gelobt, Ihren Unterthanen erhalten, Sie sind da, um diese Unfälle wieder auszugleichen.

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: **de Pradt: histoire de l'ambassade de Pologne, pag. 207.**

Ja, ich bin da, ruft Napoleon fast frohlockend, und ich habe mich niemals wohler und kräftiger gefühlt. Mein Körper ist wie von Stahl und Eisen, und weder das Feuer von Moskau noch das Eis der Beresina hat ihm etwas anhaben können. Ich bin für die außerordentlichen Ereignisse geschaffen, die umgestürzte Welt ist mein Element! Ich verstehe darin zu leben, aber ich verstehe auch, sie wieder in Ordnung zu bringen. Und bei Gott, ich will sie jetzt, zum Staunen ganz Europa's, in Ordnung bringen. Nur kurze Zeit, und ich werde wieder mit dreimalhunderttausend Mann an der Weichsel stehen, und ich werde die Russen büßen lassen für diese Siege, welche sie nicht ihrer eignen Tapferkeit und Klugheit, sondern nur der Natur und den Elementen danken.*) Auch sie sollen sehen, diese Russen, mit wem sie es zu thun haben, ich werde sie zwingen, mich als ihren Herrn anzuerkennen, und das erzitternde Europa soll sich meinen Gesetzen beugen!

Und jetzt leuchtet sein Antlitz auf in Stolz und Kühnheit, jetzt flammen seine Augen und ein

---

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Ebendaselbst pag. 210.

himmlisches Lächeln durchstrahlt und verklärt sein Angesicht. —

Er hat wohl eine Armee, aber er hat nicht den Glauben an sich selbst, und an sein Glück verloren. Er ist immer noch der unbezwungene Held, der Cäsar mit dem unverwelklichen Lorbeer auf der Stirn, und dem Donnerkeil im Auge.

Und mit hinreißender Gewalt entwickelt der Kaiser jetzt dem Erzbischof seine Zukunftspläne, und wie bald er wieder kommen, werde seine Revanche zu nehmen für die erlittenen Unfälle, und den Kaiser Alexander zu zwingen, einen von Napoleon dictirten Frieden anzunehmen.

Dann, nach dieser langen feurigen Unterredung mit seinem Gesandten, befiehlt er de Pradt, ihm die ersten polnischen Minister herbei zu rufen. Wie diese zu ihm eintreten, nicht ahnend, daß es der Kaiser selber ist, der sie herbeschieden, nicht der Herzog von Vicenza, wie sie den Kaiser erkennen, und staunend, entsetzt vor ihm zurückweichen, da lächelt Napoleon wieder, und sein heiteres Gesicht straft die düstern Mienen der Polen Lügen.

Er ist ja ganz wohl und gesund, ganz heiter und zuversichtlich, warum wollen sie, die polnischen Herren

Minister, denn verzagen? Er hat sie ja rufen lassen, um sie zu trösten, um ihnen zu sagen, daß er eingedenk bleiben wird der Schwüre, die er den Polen geleistet, daß er ihnen ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit wiedergeben werde.

Aber die Mienen der Polen bleiben ernst und traurig, und sie wagen es, von den großen Verlusten zu sprechen, welche der Kaiser in Rußland erlitten, und an denen auch die tapfern Polen ihren Antheil hätten.

Napoleon sucht sie zu trösten, ihren gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Er sagt ihnen, er werde bald wieder an der Spitze einer gewaltigen Armee in ihrer Mitte erscheinen. Er versichert ihnen, daß die Russen mehr gelitten als er, denn sie vermöchten ihre Verluste nicht auszugleichen, während er die seinigen in einigen Wochen würde ausgeglichen haben. Er vertröstet sie auf die allernächste Zukunft und sagt ihnen, das entschiedene Uebergewicht der Macht Frankreichs über die Macht Rußlands werde binnen drei Monaten so mächtig hervortreten, daß Alles wieder seine gebührende Stelle einnehmen solle.

Und es gelingt Napoleon in der That, den gebeugten Muth der Polen wieder aufzurichten, ihnen

wieder Vertrauen zu der Macht, zu dem Glück Napoleons einzuflößen.*)

Er selber ist ja ganz zuversichtlich, seine Stirn ist ja ganz wolkenlos, sein Antlitz strahlt von Energie und Muth, ein Lächeln umspielt seine Lippen, und leuchtet wie ein erwärmender Sonnenstrahl den Polen in das Herz hinein.

Jetzt kann er abreisen, denn der Zweck seines Aufenthalts in Warschau ist erfüllt, er hat den gebeugten Muth der Polen wieder aufgerichtet, er hat ihren Glauben an ihn wieder befestigt, er darf wieder auf ihre Treue, ihre Opferbereitwilligkeit zählen! Der Kaiser sagt also den polnischen Ministern Lebewohl, indem er ihnen zugleich gebietet, Niemanden zu verrathen, daß er in Warschau gewesen.

Man soll so lange glauben, daß ich noch in Rußland bin, sagt er, bis von Paris aus der Donner meiner Stimme Europa durchhallt.

Mit diesem stolzen Abschiedswort besteigt er wieder den elenden ärmlichen Schlitten, der Cäsar und sein Glück gen Frankreich tragen soll. — Der zweite Schlitten, mit den übrigen Begleitern des Kaisers,

*) Thiers: Histoire de Consulat et de l'empire. Vol. XV. pag. 121.

schlägt von Warschau aus einen andern Weg ein, damit das Geheimniß besser bewahrt werde, damit der Zug von zwei Schlitten nirgends Aufsehn errege.

Und wieder geht's weiter durch Schnee und Eis, weiter in tiefem Schweigen, in tiefem Geheimniß durch Nacht und Kälte.

Am vierzehnten December, inmitten der Nacht, ist Dresden erreicht. Der Kaiser verläßt seinen Schlitten und will im Hôtel seines Gesandten, des Marquis de Serra, einige Stunden der Ruhe genießen. Aber nein, nur Caulaincourt, sein treuer Begleiter, darf schlafen und einige Stunden seine erstarrten Glieder strecken. Der Kaiser schläft nicht, er bedarf keiner Erholung.

Er läßt sich von seinem Gesandten Bericht erstatten über die Stimmung der deutschen Völker während seines russischen Heerzugs, und er lächelt verächtlich und zuckt die Achseln, als der Marquis de Serra ihm unverholen bekennt, daß die deutschen Völker alle in Aufruhr und Bewegung seien, daß sie bald vielleicht sich erheben und ihre Fürsten zwingen würden, den Krieg gegen Frankreich zu beginnen, daß die Deutschen entschlossen seien, das Fremdjoch nicht länger zu ertragen, und dem Willen Napoleons sich nicht mehr zu beugen.

Ich werde ihren Entschluß brechen, sagt Napoleon gleichgültig, ich werde sie zwingen, sich vor mir zu beugen. Wenn ich erst wieder mit einer Armee von dreimalhunderttausend Mann über den Rhein komme, so werden die Deutschen anders denken und es nicht mehr wagen, sich mir zu opponiren. Sollten sie es aber dennoch versuchen, so werde ich ihnen neue Schlachtfelder von Jena und von Austerlitz schaffen, und sie werden wieder in den Staub vor mir sinken! — Gehen Sie jetzt, Marquis, und holen Sie mir den König von Sachsen hierher.

Ew. Majestät befehlen, daß man den König mitten in der Nacht wecken soll?

Wache ich denn nicht mitten in der Nacht? fragt Napoleon. Sagen Sie dem König, ich würde zu ihm kommen, wenn ich nicht im strengsten Incognito hier wäre und dieses Incognito bewahren müßte. Gehen Sie, holen Sie mir den König! —

Kaum eine halbe Stunde ist vergangen, da tritt der alte König von Sachsen schon in das Gemach ein, in welchem Napoleon, auf dem Divan ausgestreckt, sich befindet.

Der König, an allen Gliedern bebend, mit Thränen in den Augen, eilt mit ausgebreiteten Armen zu dem

Kaiser hin, der hastig aufgesprungen ist, und mit heiterm Ton den König willkommen heißt.

Friedrich August weint, Napoleon lächelt, Friedrich August klagt über das furchtbare Unglück der großen Armee, Napoleon tröstet ihn.

Das Unglück ist wieder gut zu machen, sagt Napoleon zuversichtlich. Lassen Sie Sich durch die letzten Ereignisse nicht beunruhigen. Dies sogenannte Unglück ist nur eine der beweglichen und veränderlichen Scheingestalten, die der Krieg bisweilen annimmt. Nach wenigen Wochen werde ich furchtbarer denn je zurückkehren, meinen Feinden ein Schrecken, meinen Freunden eine sichere Stütze, ein treuer Bundesgenosse. Ihnen, mein lieber Papa,*) werde ich auch Ihr geliebtes Polen erhalten, und Sie dort mächtiger machen als Sie es je gewesen sind.

Und nun setzt er dem König klar und energisch die Pläne auseinander, welche er für seine Zukunft entworfen, und denen zufolge alle seine Feinde vernichtet, alle seine Freunde erhoben und belohnt werden sollen. Seine Worte sind so energisch, so voll Ueberzeugungskraft, daß der gute alte König von Sachsen

*) Die gewöhnliche zärtliche Anrede, welche Napoleon dem König von Sachsen spendete.

sich von ihnen hingerissen, daß er sich wieder wie neu belebt, neu gestärkt fühlt, daß die Thränen in seinen Augen versiegen, und er wieder mit heiterm Muth an das unwandelbare Glück Napoleons glaubt.

Der Kaiser hat also seinen Zweck erreicht, er hat den treuesten seiner Bundesgenossen getröstet und ihn in Glauben und Zuversicht auf's Neue an sich gefesselt. Jetzt nimmt er zärtlichen Abschied von dem König und beschwört ihn, seinen Besuch noch achtundvierzig Stunden als Geheimniß zu betrachten. Nur acht und vierzig Stunden noch bedarf er des Incognito's, nur noch acht und vierzig Stunden, dann ist er wieder der Kaiser, vor dem eine Welt zu Füßen liegt, der eine Welt in Bewegung setzt.

Nachdem der König ihn verlassen, ruft Napoleon nach dem Herzog von Vicenza, befiehlt ihm Alles zur Abreise bereit zu halten, denn in zehn Minuten soll die Reise weiter gehen.

Diese zehn Minuten aber bedarf der Kaiser, um seinem Schwiegervater, dem Kaiser Franz, seine Heimkehr zu melden, ihm seine Grüße zu senden.

Er ruft seinen Gesandten, den Marquis de Serra, befiehlt ihm, vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen, und im Zimmer auf- und abgehend, die Hände auf

dem Rücken gefaltet, dictirt ihm Napoleon mit lauter fester Stimme folgenden Brief:

„Mein Herr Bruder und geliebter Schwiegervater!"

„Ich verweile einen Moment in Dresden, um an Ew. Majestät zu schreiben, und Ihnen von mir Nachricht zu geben. Ungeachtet der größten Anstrengungen ist meine Gesundheit niemals besser gewesen. Ich bin am 5. December nach der Schlacht an der Beresina aus Litthauen abgereist, indem ich die große Armee unter dem Oberbefehl des Königs von Neapel zurückließ; der Fürst von Neufchatel fährt fort, die Functionen eines General-Majors zu erfüllen. Ich werde in vier Tagen in Paris sein; dort werde ich die Wintermonate verbleiben, um den wichtigsten Staatsgeschäften vorzustehen. Vielleicht halten es Ew. Majestät für zweckmäßig, in der Abwesenheit Ihres Gesandten, dessen Gegenwart bei unseren Armeen nützlich ist, Jemanden Anderes zu mir zu schicken."

„Die verschiedenen Bülletins, die der Herzog von Bassano nicht ermangelt haben wird, dem Grafen Otto zu übersenden, werden Ew. Majestät von dem Stand der Angelegenheiten unterrichtet haben. Es wäre unter diesen Umständen sehr wichtig, daß Ew. Majestät ein Galizisches Corps mobil machen und

Ihre Truppenzahl auf sechszig tausend Mann brächten. Ich habe volle Zuversicht in die Gesinnungen Eurer Majestät. Die Allianz, die wir geschlossen, bildet ein permanentes System, von welchem unsere Völker so große Vortheile genießen werden, daß ich wohl hoffen darf, Ew. Majestät werden Alles das erfüllen, was Sie mir in Dresden versprochen haben, um unserer gemeinschaftlichen Sache den Sieg zu verschaffen, und uns schnell zu einem angemessenen Frieden zu führen."

„Ew. Majestät können überzeugt sein, daß Sie meinerseits mich immer bereit finden werden, zu thun, was Ihnen angenehm sein könnte, Ihnen zu beweisen welche Wichtigkeit ich auf unser gegenseitiges Einvernehmen lege, und Ihnen Proben zu geben von der vollkommensten Achtung und hohen Schätzung, mit welcher ich bin, Ew. Majestät guter Bruder und Schwiesohn." Gezeichnet Napoleon.*)

Der Brief ist beendet, die zehn Minuten sind um, der Kaiser eilt hinunter zu seinem Schlitten, an welchem Caulaincourt ihn schon erwartet. Der Tag dämmert kaum herauf, als der Schlitten schon wieder

---

*) Dieser Brief ist im Originaltext abgedruckt: **Fain: Manuscrit de mille huit cent treize. Vol. I. p. 6.**

aus Dresden dahin gleitet, der Schlitten, der den Cäsar und sein Glück nach Frankreich hin tragen soll! —

Nur noch achtundvierzig Stunden, dann ist er dort, nur noch im sausenden Galopp dieses kalte, feindselige Deutschland durcheilt, dieses Deutschland, das ihn haßt, das sich wider ihn erheben, ihn vernichten würde, wenn man seine Gegenwart ahnte.

In finsterm Schweigen sitzt der Kaiser in der Ecke seines Fuhrwerks, schweigend und unbeweglich, als wäre sein Antlitz erstarrt, empfindungslos, nur zuweilen verräth ein zorniges Aufblitzen seiner Augen, ein verächtliches Zucken seines Mundes, daß seine Seele arbeitet und leidet, daß vielleicht kein Herz von Stein in dieser breiten Cäsarenbrust liegt.

Nach achtundvierzig Stunden rastloser Fahrt endlich ist das Ziel erreicht, das gebrechliche Fahrzeug hat den Cäsar und sein Glück wirklich gen Frankreich getragen. Die Thürme, die dort am Horizont auftauchen, das sind die Thürme von Mainz, das ist Frankreich! Hier ganz nahe vor ihnen, diese hohe Stange auf deren Spitze eine Fahne weht, das ist der Grenzpfahl Frankreichs, und die Tricolore Frankreichs ist es, die da in den Lüften weht!

Napoleon blickt zu ihr hin, und über sein Antlitz fliegt ein Leuchten, wie Sonnenstrahlen so glänzend, und seine Stirn, die so düster gewesen, wird jetzt hell und klar, und seine Augen verlieren ihr zornig Leuchten, und blicken milde und freudig drein, und mit einem sanften Lächeln wendet er sich an den Herzog von Vicenza.

Caulaincourt, sagt er, morgen sind wir in Paris! Sie haben mit mir geduldet und gelitten, — ich werde Ihrer Treue eingedenk sein. Dort liegt Frankreich, und jetzt bin ich wieder der Kaiser, und ich habe nicht mehr nöthig mein Antlitz zu verhüllen, ich werde es meinen Freunden und meinen Feinden zeigen. Meinen Freunden um sie zu belohnen, meinen Feinden, um sie zu vernichten. Wehe meinen Feinden! wehe denen, welche wider mich waren, ich werde sie Alle zerschmettern, sie Alle unter meine Füße treten!

Und nun, mit leuchtenden Augen lehnt er sich zurück, auf die Thürme seiner Festung Mainz die Blicke gerichtet, pfeifen seine Lippen die Melodie, die seinen Dienern nnd Vertrauten nur zu bekannt ist, die Napoleon nur dann hören läßt, wenn neue mächtige Gedanken seine Seele bewegen, wenn neue Kriegsplane in ihm lebendig werden.

Auf seine starke Festung Mainz, auf den nahen französischen Adler des Grenzpfahls hinblickend, pfeifen des Kaisers Lippen die Melodie des Liedes, das er so oft schon das entsetzte Europa hat hören lassen: **Marlborough va-t-en guerre!**

## II.

## Ein Lichtbild.

Es hatte die ganze Nacht geschneit; wie ein riesengroßes Leichentuch hatte der fußhohe Schnee sich über die weite Ebene von Litthauen dahin gelagert. Schauerliche Stille herrschte ringsumher, keine Hütte war, so weit das Auge reichte, zu entdecken, kein Vogel durchkreiste die graue Dämmerung, keine Menschenstimme ließ sich vernehmen.

Oede, unermeßliche Schneewüste all überall. Nur das Pfeifen des Sturms unterbrach zuweilen die furchtbare Stille, und aus der Ferne vernahm man dann und dann das Heulen der Wölfe, die beutegierig den fernen Tannenwald durchstreiften. — Allmälig verstummte auch dies Geräusch, und dort drüben am Horizont begannen durch den aschgrauen Nebel

einzelne gelbe Lichtstreifen aufzuleuchten. Die Nacht war beendet, das Licht des Tages rang mit der Dunkelheit und den feuchten Schleiern des kalten Wintertages, aber es vermochte noch nicht sie zu durchdringen, und nur wie eine große gelbe Messingscheibe hob sich die Sonne über den nebelgrauen Horizont empor.

Immer noch furchtbare Stille, nicht der Frieden der Natur, nicht der lächelnde Schlaf der ruhenden Welt, sondern die Erstarrung des Lebens, das grausige Schweigen der eingesargten Schöpfungskraft. Aber die Sonne ist doch emporgestiegen über die schweigende Wüste und ihre Strahlen dringen durch die grauen Nebelschleier und zerreißen die düstern Wolken, damit es Licht werde über der Welt, damit die Erde den neuen Tag sehe, welcher heraufdämmert.

Und endlich hat sie gesiegt über die Finsterniß, die Königin des Lichts, die Nebel alle sind zerrissen, und nicht mehr eine gelbe Messingscheibe, sondern eine glänzende, leuchtende und erwärmende Sonne steht da droben am kalten Winterhimmel, und das eisige Leichentuch der Erde verwandelt sich unter ihren Strahlen in ein glitzerndes, sternfunkelndes Feierkleid, und die eisigen Behänge, welche die Zweige der einsam hier und dort stehenden Tannen belasten, leuchten

jetzt auf und werden zu wundervollem, zartem Silberfiligran. —

Die Sonne ist da, die Welt ist erwacht, aber noch ist sie einsam. Die Königin des Tages ist da, aber sie schaut vergebens umher nach dem König der Erde, nach dem Menschen.

Doch still, unterbricht nicht ein Laut dort in der Ferne das öde Schweigen? Ist's nicht, als ob es die Luft durchzittere, wie das melodische Getöne und Geklirre von kleinen Glöckchen, als ob die Erde dröhne von dem Gestampfe eilender Rosse? Und da, dort drüben am Ende jener weißen unermeßlichen Ebene, da, wo der morgenröthliche Himmel sich mit der weißen Schneefläche berührt, zeigt sich nicht da ein schwarzer Punkt? Ja, er wird größer und größer, er bewegt sich vorwärts auf der weiten Ebene, deutlicher schon vernimmt man das Klingeln der Schellen, das Stampfen der Rosse — es ist ein Schlitten, der da heranbraust, ein kleiner Schlitten von der schmucklosen, einfachen Litthauer Art. Ein kurzer, einfach gezimmerter Holzschlitten, und auf demselben befestigt ein alter Kutschkasten. Vier kleine, muthige Litthauer Pferde mit fliegenden Mähnen, mit dampfenden Nüstern ziehen den Schlitten, vorn auf dem Bock sitzt,

fest eingehüllt in seinen Schafpelz, den niedrigen runden Hut tief in die Augen gedrückt, der Kutscher, am großen Bart, der sein Gesicht umhüllt, am eigenthümlichen Schnitt des Gesichts, den breiten Backenknochen, den kleinen schräg geschlitzten Augen, der breiten aufgestülpten Nase gar leicht als echter Sohn Rußlands erkennbar. Neben ihm sitzt ein Mensch von wunderlichem Aussehen. Seine breiten Schultern sind umhüllt von einem österreichischen Militairmantel, eine österreichische Militairmütze bedeckt seinen Kopf, und über dieselbe ist ein Tuch gebunden, zum Schutz der Mütze und der Ohren. Sein Antlitz glüht, ein behagliches Lächeln umspielt seine breiten, feuchten Lippen, seine Augen sind geschlossen und seine dicke Nase ist von jenem eigenthümlichen Colorit, das Falstaff an Bardolph rühmt und von dem er sagt, daß es als Karfunkelstein die Nacht durchleuchte.

Im Innern des Schlittens wie auf dem Bock sitzen aber zwei Männer. Der Eine klein, breitschultrig, mit scharfen, markirten Zügen, breiter, gedankenvoller Stirn, großer, stark gebogener Nase und zwei großen, schwarzen Augen, scharf und funkelnd wie die eines Adlers. Der Andere schmächtiger und größer von Gestalt, das Gesicht weniger markirt, aber mit

weichen, edlen Zügen, voll sanfter Heiterkeit und doch zugleich voll Energie.

Zwei Deutsche sind's, die da im Innern des Schlittens sitzen, zwei edle, muthvolle Deutsche, welche von Rußland daher kommen als die Sturmvögel eines neu anbrechenden Tages, als die Herolde einer neuen Zeit.

Der Freiherr von Stein und der Dichter Ernst Moritz Arndt, die sind es, welche über die Ebene herangebraust kommen, von Rußland, gen Deutschland hin.

Beide hatten sie, Jeder in seine Ecke des wohlgepolsterten Schlittens gedrückt, eine Zeit lang geschwiegen, die Pelzmützen tief über die Ohren gezogen, die warmen Pelze eng um die Schultern zusammengelegt. Aber wie jetzt der Strahl der Morgensonne grade hinein fiel in den Schlitten, richtete der Freiherr von Stein sich aus seiner Ecke empor und schaute mit seinen scharfen Adleraugen hinaus auf die Schneefläche.

Gott sei Dank, es ist heller Tag, sagte er, die Sonne ist da! Wir thaten doch gut, inmitten der Nacht aufzubrechen und weiterzureisen. Will's Gott,

werden wir noch heute die Grenze Preußens überschreiten.

Ja, ja, das werden wir, Excellenz, rief Arndt frohmüthig. Ist mir's doch schon, als röche ich eine andere Luft, und mein Herz möchte gleich den Pferden, die den Heimweg einschlagen, im schnellsten Galopp vorwärts, vorwärts dem lieben Deutschland, dem lieben Preußen zu.

Sind ein großes Kind, Sie Poet, Sie Schwärmer, murrte Stein lächelnd. Werden noch früh genug nach Deutschland kommen und in Preußen den alten Sauerteig des Mögens und Zauderns, des Wollens und Nichtkönnens durchkneten müssen, bis ein reputirliches, genießbares Brod für Deutschland daraus gebacken werden kann. Ich will Ihnen was sagen, Freund, ich fürchte, es wird viel Aergerniß geben in Königsberg, ich werde mal wieder mit Keulen drein schlagen müssen und als grober, ungehobelter Wegelagerer zwischen all die feinen Cavaliere und wohlbedächtigen Herren drein fahren, die mit ihrem ewigen Respect und ihrem unleidlichen Cunctatorwesen wieder Alles verderben könnten. Werden erst wieder mit säuberlichen Katzenbuckeln in Potsdam anfragen wollen, ob Se. Majestät ihnen auch gnädigst erlauben

wollen, als tapfere, kühne, deutsche Krieger ihr Vaterland zu vertheidigen gegen den fränkischen Räuber, der mit Schimpf und Schanden aus Rußland entflohen ist. Der große Cunctator Friedrich Wilhelm aber wird dann so lange erwägen und überlegen und mit seinen franzosenfreundlichen Busenfreunden berathschlagen und in Wien anfragen, ob's auch erlaubt ist, und in Paris nachforschen, ob's nicht zu vermeiden ist, bis endlich Alles zu spät ist, und der Bonaparte, der die Kunst versteht, Armeen aus der Erde zu stampfen, wieder wohl gerüstet dasteht, und all' die Rheinbundsheere, und das feige Fürstengelichter wieder elendiglich vor ihm im Staube kriecht. — Aber ich sag's Ihnen und ich schwör's Ihnen, dies Mal soll's nicht so kommen, und ich will die Herren in Königsberg zwingen, feurige Patrioten zu sein, und will sie aus ihrer kalten Besonnenheit heraushetzen zur Parforcejagd nach dem wüthenden Eber Bonaparte!

Und Ew. Excellenz verstehen sich darauf, Gott sei Dank, sagte Arndt lächelnd. Gott selbst hat Ihnen das Talent gegeben, die Leute auf den Trab zu bringen, die Zagenden beherzt, die Zaudernden thatkräftig und die Lauen feurig zu machen. Gott wird

also auch geben, daß es Ihnen dies Mal mit den Herren in Königsberg gelingt.

Es wird gelingen, rief Stein kräftig. Es wird anfangs wohl einen Kampf kosten, denn Sie sehen's ja, die heilige Scheu und der grimme Respect vor Napoleon juckt den Herren Generälen noch immer wie die Windpocken auf dem Leib herum, und der tapfere General York, der den Muth gehabt, ohne Erlaubniß seines Königs seine Pflicht zu thun und als deutscher Soldat zu handeln, der General York findet keine Nachahmer. Der König, der ihm, dem edlen, deutschen Patrioten danken, und ihm seine höchste Liebe bezeugen sollte, nennt ihn statt dessen einen Rebellen und Landesverräther und will ihn vor ein Kriegsgericht stellen, und das macht die anderen Generäle stutzig und scheu, und die militairische Disciplin läßt sie irre werden an ihrer Pflicht als deutsche Männer. Aber ich will mit der Stimme des Donners zwischen sie fahren und ihre zahmen Geister wekken, daß sie wild und blutgierig werden wie die Tiger. Wie der Sturmwind will ich —

Herr von Stein verstummte, denn der Sturm fegte über die weite Ebene daher, wirbelte eine ungeheure Wolke von Schnee auf und trieb ihre feuch-

ten Massen hinein in den Schlitten, gerade den beiden Herren in's Angesicht.

Gut, sagte Herr von Stein nach einer langen Pause, in der Beide hustend und stöhnend bemüht gewesen, sich von den Schneemassen zu reinigen, gut, der Sturmwind hat gemerkt, daß ich von ihm sprach, der wollt' mir eine Probe geben, wie man's machen muß, um die Menschen aus ihrer trägen Behaglichkeit zu wecken. Ich werde mir das ad notam nehmen, mein Herr Sturmwind, mein Herr Lehrmeister. Aber verdammt mächtig ist die Probe gewesen, und mein Gesicht brennt, als ob's mit Nesseln gepeitscht wäre. Ich denke, Herr Poet, Ihnen wird die kalte Ladung auch die dichterische Begeisterung abgekühlt haben, und es wird uns Beiden ein Schlückchen Portwein recht willkommen sein. He, Jost, geb' Er mal aus seinem Futteral die Flasche her!

Aber Jost, der Diener auf dem Bock, rührte sich nicht, und schien den Befehl seines Herrn gar nicht gehört zu haben.

Stein fuhr auf, seine Augen blitzten im Zorn, und sich halb aufrichtend gab er mit der Faust dem Diener einen derben Stoß in den Nacken.

He, Jost, ist Er schon wieder betrunken, Er unver-

besserlicher Trunkenbold, schrie er mit seiner Stentor-stimme. Hat er nicht gemerkt, daß wir in unserem Affenkasten eine ganze Ladung Schnee bekommen haben, und etwas zur Erwärmung haben wollen. Also die Flasche her, Er alter Grenadier!

Aber der Grenadier Jost rührte sich noch immer nicht, und selbst die wiederholten Püffe seines Herrn, die sonst nie ihre Wirkung verfehlten, übten diesmal keinen Einfluß auf ihn.

He Kutscher, rief Stein halb grimmig, halb angst-voll, seh' Er den Jost einmal an. Was fehlt ihm denn?

Der Russe wandte langsam sein Haupt nach dem alten Jost hin, der neben ihm saß, und mit der Hand ihm die Mütze, die ihm tief über das Gesicht herab-gesunken, wieder emporziehend, würdigte der stolze Rosselenker ihn eines aufmerksamen Blicks.

Er ist eingeschlafen, sagte er dann in gebrochenem Deutsch und mit vollkommener Gleichgültigkeit wandte er seine Aufmerksamkeit wieder seinem schnaubenden Viergespann zu, und hieb, mit der Zunge schnalzend, auf die Thiere ein, daß sie in sausendem Galopp über die glatte Eisfläche des gefrorenen Sees, den sie eben passirten, dahinflogen.

Will er wohl still halten, Er Unmensch, brüllte Herr von Stein, sich aus dem Schlittenkasten vorneigend, und den Kutscher hinterwärts an den beiden Schultern packend. Still halten, sag' ich. Will Er denn meinen alten Jost, der nicht schläft, sondern erstarrt ist, geradezu erfrieren lassen.

Nicht erstarrt, aber schläft, sagte der Kutscher lakonisch. Ein betrunkenes Vieh, alle Tage besoffen.

Was geht's Ihn an, ob er besoffen ist? schrie Stein. Zahlt Er ihm den Branntwein, und ist's Sein Verdienst, daß Sein ausgebrannter Magen mehr vertragen kann, als der meines alten Grenadiers? Still halten soll Er, sag' ich.

Der Kutscher hielt jetzt, mitten im schnellsten Lauf, mit einem einzigen Ruck die Pferde an, und Arndt sprang aus dem Schlitten, fast mit Gewalt den älteren, vom Podagra vielgeplagten Freund auf den Sitz in dem „Affenkasten" zurückdrängend.

Bleiben Sie, Excellenz, sagte er hastig. Ich will den alten Jost wecken, und eine Strecke mit ihm laufen, damit seine Glieder wieder Leben und Wärme bekommen.

Er sprang zu dem Diener hin, und rüttelte und schüttelte ihn so heftig, und schrie ihm so lange seinen Na-

men in's Ohr, bis der alte Soldat die Augen aufschlug und mit verwunderten Blicken emporstarrte.

He, Jost, rief Arndt jetzt, wenn Ihr hier nicht jämmerlich erstarren und erfrieren wollt, so steht auf und steigt ab. Wir wollen ein Stück Wegs miteinander laufen.

Es wäre besser, wir hätten Ihn erfrieren lassen, Er elender Trunkenbold, schrie Herr von Stein, dem Alten einen wohlgezielten Puff in den Nacken applicirend. Nichts als Aerger und Noth hat man von Ihm, uud ich wundere mich blos, daß Er, als Er noch beim Militair stand, nicht von Seinem Unterofficier todt geprügelt ist, was Ihm übrigens sehr gesund gewesen wäre! Jetzt steh' Er auf, und mach Er, daß Er herunter kommt!

Jost, noch immer betäubt und verschlafen, suchte sich aufzurichten, sank aber laut ächzend auf den Sitz zurück.

Es geht nicht, Excellenz, sagte er matt, meine Beine sind abgestorben, ich kann nicht stehen und gehen.

Jetzt wird Er, weiß Gott, uns hier erfrieren, rief Herr von Stein mit zornigem Klageton.

Nein, er wird nicht erfrieren, sagte Arndt hastig,

wenn Einer nicht stehen und gehen kann, so greift man ihm unter die Arme! So!

Und mit seinen beiden kräftigen Armen hob er den Alten empor, und setzte ihn wohlbehalten auf dem Eise ab.

Jetzt kommt, alter Jost, sagte er, jetzt wollen wir eine Promenade machen, und uns die Kälte auslaufen. Sie, Excellenz, haben Sie nur die Güte über den See weiter zu fahren, und uns am Ufer zu erwarten. Nun vorwärts, Jost, vorwärts, wir wollen einmal Schlittschuh laufen ohne angeschnallte Schlittschuh. Faßt mich unterm Arm, und nun vorwärts!

Er faßte mit kräftiger Hand den alten Grenadier, und sprang vorwärts. Freilich strauchelte Jost, aber Arndt's mächtige Faust hielt ihn aufrecht, und stützte seine wankenden Schritte. Allmälig löste sich die Erstarrung seiner Glieder, die Füße, die vorher wie Blei so schwer gewesen, wurden gelenkiger, und folgten gehorsam dem Willen ihres Herren, und bald lief und glitscherte der alte Jost ganz froh und beweglich neben Arndt her, ohne noch seines Arms zur Stütze zu bedürfen.

Jetzt hurrah, vorwärts, alter Grenadier, rief Arndt

fröhlich, schaut die prächtige Eisbahn. Nun einmal einen tüchtigen Anlauf genommen, und dann dahin geschlitzt wie ein Pfeil, den man vom Bogen schießt.

Nicht so rasch, Sie Feuergeist, keuchte es hinter den Beiden, und wie Arndt sich umwandte, sah er da Herrn von Stein, mit glühend rothem Gesicht, mit keuchendem fliegendem Athem herbei eilen.*)

Aber Excellenz, welche Unbesonnenheit, rief Arndt fast entrüstet, kommen daher in der grimmigen Kälte, dazu noch ohne Pelz und ohne Pelzstiefeln. Wollen also durchaus das Podagra haben? Was soll denn aus dem preußischen Landtag, und aus der Befreiung Deutschland's werden, wenn Sie krank werden, und um des alten Sünders willen hier sich Ihre eigenen Glieder erfrieren?

Ach was, reden Sie mir jetzt keine kühle Weisheit, Sie warmer Poet, rief Stein, ich mußt' sehen, wie's Jost geht, und ob Sie ihn mir wieder lebendig gemacht haben! Es ließ mir keine Ruh in dem Affenkasten, und da ich mit dem dicken Wildschweinpelz und den Pelzstiefeln nicht auf dem Eise marschiren kann, so ließ ich sie drin. Das ist das Ganze! Und nun,

---

*) Siehe: Arndt: Erinnerungen aus meinem Leben.

alter Jost, sag Er, wie geht's? Sind die Glieder wieder aufgethaut?

Ja, Excellenz, sie sind wieder frisch und munter, sagte Jost beschämt, ich dank' Excellenz für die große Theilnahme, und dem Herrn Arndt dazu. Hätten Sie Beide sich nicht meiner erbarmt, so hätte mich der Schurke von einem Russen neben sich erfrieren lassen, als wenn ich'n Franzos', also'n Kerl von der jämmerlichen großen Armee wär', die jetzt in der Beresina begraben liegt. Ich werd's Excellenz mein Lebenlang nicht vergessen, daß Sie mir heut so viel Liebe und Güte erzeigt und mich nicht haben elendiglich umkommen lassen! Möcht' halt nit erfrieren, denn seit die Franzosen das Erfrieren gekriegt haben, wär's eine rechte Schande und beinah ein Vaterlandsverrath, wenn Unsereins auch erfrieren wollt'.

Da sehen Sie nur den Patrioten an, Freund Arndt, lachte Herr von Stein. Bloß um's den Franzosen nicht gleich zu thun, möcht' der alte Schelm jetzt nicht erfrieren. Er will aber mir meinen Zorn mit seinem Patriotismus abkühlen. Aber wart Er nur, Jost, Seiner wohlverdienten Ladung Schelte entgeht Er nicht, und wenn wir heut Abend im Quartier sind, werd' ich Ihn fuchteln, wie Er alter Trunkenbold es

verdient. Hätt' Er nicht wieder heimlich getrunken, so wär' Er nicht eingeschlafen, und wir hätten nicht die Sorge und Noth mit Ihm gehabt.

Excellenz haben Recht, sagte Jost weinerlich, ich bin ein nichtsnutziger Kerl, und es wäre besser, Sie hätten mich umkommen lassen, ich verdien's nicht anders. Meine Beine sind noch steif, und thun jammervoll weh, und das ist mir ganz recht, und kein Mensch soll Mitleid mit mir haben, denn ich bin's nicht werth ich alter Trunkenbold.

Deine Beine thun Dir noch weh? fragte Herr von Stein ängstlich. Und Schmerzen hast auch noch, mein alter lieber Jost? Komm, wir wollen Drei mitsammen laufen, daß Dir die Beine warm werden, und die Schmerzen aufhören. Nun keine Umstände gemacht, Jost, faß' mich tapfer unter den Arm, und den Herrn Arndt auch. Hier auf dem Eise giebt's keinen Rang, und da droben im Himmel beim lieben Herrgott auch nicht. Nun kräftig angefaßt, alter Knabe, und vorwärts. Wir wollen in einem Trab bis zum Schlitten hin laufen.

Und wirklich! In Einem Trabe liefen die drei Männer über das Eis, ohne zu straucheln, und zu fallen, bis zu dem Schlitten hin. Der alte Jost hatte jetzt seine Gelenkigkeit wiedergefunden, und nachdem er die bei-

den Herren wieder in den Schlitten gehoben, sprang er munter und behende, wie ein junger Bursch, auf seinen Vordersitz. Dann wandte er sich um zu seinem Herrn, und mit feierlicher Miene sagte er: Excellenz, diesmal bin ich noch mit dem Leben davon gekommen, nun aber will ich mich auch bessern, und beim allmächtigen Gott sei's geschworen, in meinem Leben will ich nicht mehr Branntwein oder Wein an die Lippen bringen.

Ich nehm' Seinen Schwur an, aber jetzt thu' Er, was ich Ihm vorher befohlen, und was Er damals nicht gehört hat, sagte Herr von Stein, sich sorgsam und erschauernd in seinen Pelz hüllend, hol' Er die Flasche Porter aus dem Futteral, und schenk Er ein.

Jost beeilte sich jetzt, dem Befehl seines Herrn zu folgen, und reichte bald dem Minister ein Weinglas dar, in welchem der dunkle Portwein gar anmuthig funkelte und duftete.

Herr von Stein leerte das Glas zur Hälfte, und reichte Arndt die andere Hälfte dar.

So, Jost, sagte er dann, jetzt schenk Er das Glas voll, und trink Er's aus, damit Ihm der Leib durchwärmt werde, und Er wieder Courage faßt!

Jost gehorchte mit großer Bereitwilligkeit, und

füllte das Glas wieder mit dem dunkeln Porter, dessen Duft seine Nase begierig einsog. Hastig hob er das Glas an seine Lippen empor, auf einmal zog er es zurück. Aber ich hab' ja geschworen, keinen Wein oder Branntwein mehr zu trinken? fragte er ängstlich. Ew. Excellenz haben meinen Schwur ja angenommen?

Für dies Mal dispensir' ich Dich, sagte Herr von Stein lächelnd. Trink, alter Jost, trink! Und nun vorwärts, Kutscher, vorwärts, denn wir müssen heut noch über die Grenze!

Der Kutscher hieb wieder auf die Pferde ein und vorwärts über das spiegelglatte Eis ging's im sausenden Galopp.

Ja, wir müssen heute noch über die Grenze, wiederholte Stein ernst, müssen im preußischen Städtchen Lyck mit dem Kaiser Alexander zusammentreffen. Er ist jetzt der Hort, auf den Deutschland zu hoffen hat, seine Heere sollen uns die deutsche Freiheit wieder erobern helfen.

Sie würden's nicht thun, und Kaiser Alexander würde niemals den Entschluß gefaßt haben, den Krieg fortzusetzen, ihn bis nach Deutschland hineinzuziehen, wenn nicht der große, unerschrockene Minister von Stein ihm zur Seite gewesen, und ihm den Odem

seiner Tapferkeit und Mannhaftigkeit eingeblasen hätte. —

Ja, gut war's, daß ich da war, sagte Stein gedankenvoll, daß ich den Schwarm der Franzosenbewunderer zurückdrängen und mir das Ohr des Kaisers gewinnen konnte. Diese sechs Monate, die ich in Rußland zugebracht, sind die denkwürdigsten und inhaltschwersten meines Lebens. Welch einen Kreis von Thätigkeit, Bewegung und Ereignissen habe ich nicht in diesen sechs Monaten durchlaufen. Möge er das Glück des Vaterlandes herbeiführen! Mögen wir jetzt nach Deutschland zurückkehren, um da die Früchte zu erndten von dem Samen, den wir von Rußland aus über Deutschland ausgestreut. Thätig und unverdrossen sind wir gewesen, Sie sowohl wie ich, und alle unsere Freunde und Gesinnungsgenossen.

Ich habe nur wenig thun und leisten können, sagt Arndt bescheiden, aber das Wenige that ich mit Begeisterung und Freude.

Wenig! Sie hätten nur wenig geleistet! rief Stein fast unmuthig. Da haben wir die jämmerliche deutsche Bescheidenheit, die uns unsern eigenen Werth niemals freudig bekennen läßt! Viel haben Sie gethan, Sie wackerer Poet der deutschen Freiheit, und Ihr herrli-

ches Buch, „der Geist der Zeit,“ dies Buch voll Riesenkraft und erschreckensvoller Wahrheit, ist wie die Stimme des göttlichen Zorns durch ganz Deutschland geschallt, und hat die Schlafenden erweckt und die Kleinmüthigen aufgerichtet; Deutschland ist Gott sei Dank eine leselustige Nation, und Ihr Buch hat in Deutschland dem Napoleon mehr Niederlagen bereitet, als eine offene Feldschlacht. Ihr Buch hat ihn besiegt in den Gemüthern der Menschen, und hat seine Anhänger zur Flucht getrieben, und zum Schweigen verdammt!

Aber mein Buch wäre ja ohne Ew. Excellenz niemals nach Deutschland gekommen, sagte Arndt lächelnd. Es irrte ja wie ein Geächteter in der Fremde umher und konnte nirgends einen Passirschein über die Grenzen Deutschlands erhalten. Ew. Excellenz allein haben's veranstaltet, daß es neu gedruckt und heimlich nach Prag spedirt ward, von wo es Justus Gruner heimlich auf Schleichhandelwegen nach dem übrigen Deutschland einschmuggeln ließ.*) Ihnen verdanke ich es, daß die Deutschen mein Buch jetzt gelesen, und vielleicht einige heilsame Entrüstung daraus eingeathmet haben.

---

*) Arndt: Erinnerungen aus dem äußern Leben.

Und eine andere Armee, die Sie geschaffen, wird morgen mit unserm Transportschlitten uns nach Deutschland nachkommen, rief Stein. Ich meine Ihren „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.“ Das ist eine neue große That, die Sie gethan, das sind die Geister, die den Kampf der Völker auf Erden in der Luft fortsetzen und die Napoleon nicht besiegen kann, weil sie, mächtiger als er, seine Heere überflügeln, unsichtbar gegen ihn kämpfen, und für jeden gefallenen Soldaten unserer Armeen aus dem Volk heraus einen neuen Kämpfer für die edle und große Sache des Vaterlandes erwecken. Oh Freund, ich habe ein Gefühl eben, als ob ein heißer Sonnenstrahl in mein Herz hineinleuchtete, und Alles, was da erstarrt und hoffnungslos war, wieder zu neuem Leben erweckte. Ja, es wird Alles gut werden! Wir werden endlich das Ziel erreichen, das wir so lange erstrebt, wir werden Deutschland, will's Gott, ganz Europa von dem Ungeheuer befreien, das so lange, wie eine dunkle Wetterwolke des Unheils, über ihm hing, das wie ein höllischer Vampyr allen Völkern ihr bestes Lebensblut aussog und ihr Ehrgefühl mit Füßen trat. Mit freudigem Muth wollen wir jetzt an das große Werk der Völkerbefreiung gehen, und

das heilige Feuer des Zornes soll von nun auflodern in allen Herzen und alle Völker zur Erhebung begeistern. Erst wollen wir den Bonaparte vernichten, und wenn wir den aus Deutschland herausgebracht, dann gilt's in Deutschland selber aufzuräumen und den alten Augiasstall privilegirter Fürstenherrlichkeit und hochmüthiger Raubritter zu reinigen. Die kleinen deutschen Fürsten haben zumeist das große Unglück Deutschlands verschuldet, und die Zeit des Gerichts ist für sie gekommen. Die Herren Fürsten des deutschen Rheinbundes, diese speichelleckerischen wedelnden Vasallen Napoleons, müssen endlich ihre Strafe erhalten für ihren Verrath, den sie an Deutschland und an ihren eigenen Ländern und Völkern begangen haben. Das Lumpengesindel der deutschen Fürsten wird freilich jetzt vor dem nordischen Bundesgenossen kriechen, wie sie 1801 und 1802 vor Laforest und Mathieu Favier gekrochen haben.*) Aber der Kaiser Alexander wird hoffentlich sich nicht von ihnen bethören lassen, und nicht vergessen, daß er nach Deutschland gekommen ist, nicht um die Fürsten zu erheben, sondern um die Völker zu befreien.

*) Napoleons eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben des Freiherrn von Stein. Th. III. pag. 175.

Und wenn er's doch vergessen sollte, rief Arndt, so ist der deutsche Freiherr von Stein „allem Guten ein Grundstein, allem Bösen ein Eckstein" neben dem Kaiser, um ihn zu mahnen an seine heilige Pflicht. Sie sind es ja, der den Kaiser nach Deutschland führt, und Sie werden ihn also auch auf dem rechten Wege erhalten.

Sie sagen, ich führe den Kaiser nach Deutschland, und doch ist Er es, der mich nach Deutschland führt, sagte Stein lächelnd. Ich trage ja des Kaisers Vollmacht in der Tasche, kraft welcher ich nach Preußen gehe als der Commissarius des Kaisers, und in welcher Alexander mich ermächtigt, den Aufstand in Preußen zu organisiren, die Landwehr und den Landsturm aufzurufen, und die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung des Kaisers und seiner Unternehmungen gegen die französischen Heere in Thätigkeit zu setzen.*) Es ist ein schweres und vollwichtiges Amt, das mir der Kaiser übertragen hat, und der gütige Gott möge geben, daß die preußischen Beamten und Behörden mich kräftig und gutwillig unterstützen. Ich werde mein Werk damit beginnen, daß ich die preußischen

*) Siehe: Pertz III. 270.

Stände in Königsberg zu einem Generallandtag zusammen berufe, um mit ihnen die Einberufung der Landwehr und des Landsturms zu berathschlagen und einen festen Entschluß zu fassen.

Und die preußischen Männer werden Alle freudig Ihrem Ruf folgen, und den festen, mannhaften Entschluß fassen, das Schwert zu erheben zur Vertheidigung des Vaterlandes, und es nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, als bis der Dämon vernichtet, der stolze Usurpator in den Staub getreten ist. Oh nein, edler, theurer Freund, Großes ruht in Ihren Händen und groß werden Sie's zu Ende führen. Sie werden nicht allein das Unglück Deutschlands enden, sondern Sie werden ihm auch das Glück, das es so lange entbehren mußte, das ihm seine Fürsten nicht gewähren konnten, Sie werden ihm seine Freiheit, seine Eintracht und seinen stolzen Patriotismus wiederbringen.

Wir wollen die Völker gewinnen, daß sie sich als Deutsche fühlen und erheben, und ihre Fürsten zwingen, daß sie deutsche Fürsten sind, sagte Stein energisch. Wollen sie's nicht, so hat ihre letzte Stunde geschlagen und sie können sich, unbeklagt von ihren Völkern, in die Dunkelheit zurückziehen. Preußen

und Oesterreich werden auf ihren wahren Vortheil hören, sie werden nicht das von Gott ihnen zum Glück ihrer Völker anvertraute Ansehen mißbrauchen wollen, um ihre Fesseln zu verstärken. Sie werden sich einmüthig erheben, und Hand in Hand mit ihren Völkern dem Despoten entgegengehen. Man muß bei dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen darauf dringen, daß sie ihre Ministerien und ihre Umgebung aus Männern bilden, welche die Reinheit ihrer Grundsätze, und die Kraft ihrer Charaktere erprobt haben, daß sie die feigen und verächtlichen Menschen fortschicken, die ihrer Schwäche schmeichelten, und daß sie dadurch den Verbündeten, welche sie schützen und stützen, eine Gewähr ihres Betragens geben.*)

Preußen und Oesterreich also sollen bestehen! Aber was wird mit den übrigen deutschen Fürsten geschehen?

Sie werden gerichtet nach ihren Verdiensten, rief Stein strenge. Sie haben kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen. Sie sind jetzt im feindlichen Stande, und im Augenblick des Eintritts der verbündeten Heere können deren Fürsten eine solche Anwendung des Er-

*) Stein's eigene Worte. Siehe Pertz III.

oberungsrechtes machen, wie ihr eigener Vortheil es mit sich bringt. Man muß das Loos Deutschlands nach dem wahren Vortheil des Volks und Europa's festsetzen; zu dieser Handlungsweise ist man berechtigt durch den Kriegszustand, in welchen sich der Rheinbund gesetzt hat, und durch das Eroberungsrecht, welches bei günstigem Erfolge daraus unmittelbar hervorgeht.*)

Am besten wär's, all' die kleinen Könige, Herzöge und Fürsten von Deutschland werden pensionirt, rief Arndt lebhaft, und nur Preußen und Oesterreich, nur ein nordisches und ein südliches Deutschland, getrennt in Preußen und Oesterreich, und doch geeint zum gemeinsamen, großen Vaterlande, bliebe übrig!

Sie haben Recht, sagte Stein gedankenvoll, es wäre vielleicht das Beste für die Völker Deutschlands, und nur auf diese kann es dabei ankommen. Mir sind die Dynastieen in diesem Augenblick großer Entwickelungen vollkommen gleichgültig, sie sind bloß Werkzeuge! Mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen,

*) Stein's eigene Worte. Siehe Pertz III.

und Beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten, das ist das Interesse der Nation und ganz Europa's; es kann auf dem Wege alter verfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden. Dies hieße das System einer militairischen künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit Mauern und Thürmen befestigten Städten gründen wollen, und die Ideen Vauban's, Cöhorn's und Montalembert's verwerfen.*) Auf neuen Grundlagen muß Neues geschaffen werden, und mir soll es ganz recht sein, wenn das neue Deutschland Oesterreich und Preußen als seine Grenzmauern betrachten will, vorausgesetzt, daß diese Beiden ein festes und dauerhaftes Fundament sein können.

Sie werden's sein, Excellenz, wenn man sie verstärkt durch die Länder der kleinen Könige und Fürsten, die freilich ein schauerliches Zetergeschrei erheben würden, wenn man sie ihrer Herrlichkeit berauben wollte. —

Man muß sie eben schreien lassen, ohne dadurch gestört zu werden, sagte Stein ruhig. Nimmt man die Theilung Deutschlands unter Oesterreich und Preu-

*) Stein's eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben des Freiherrn von Stein. III. pag. 226.

ßen mit Beibehaltung einiger umschlossenen Länder an, so müssen Baiern, Würtemberg und Baden auf die Gebiete und Würden, welche sie vor 1802 besessen, beschränkt, in das Verhältniß großer Vasallen zu Oesterreich gesetzt werden, und das Recht der Bündnisse und Gesandtschaften verlieren; aus den übrigen würde ein Königreich Süddeutschland's unter österreichischer Herrschaft gebildet und dieses eine Verfassung erhalten, da die wesentlichsten Bestandtheile dieses Landes seit unvordenklichen Zeiten einen Grad von Freiheit genossen haben, deren Verlust ihnen eine autokratische Regierung, selbst methodisch eingerichtete, äußerst unangenehm machen würde.*)

Und Norddeutschland? fragte Arndt lebhaft. Was sollte aus Norddeutschland werden?

Norddeutschland müßte als ein verfassungsmäßiges, das heißt constitutionelles Königreich eingerichtet werden; Hannover, Hessen, Braunschweig, Oldenburg würden große Vasallen, von Preußen abhängig, aber nicht dessen Bestandtheile. Deutschlands Grenzen müssen sein: die Maas, das Luxemburgische, die Mosel, die Vogesen und die Schweiz. Der Lauf des

---

*) Stein's eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben Stein's. III. pag. 202.

Rheins als Grenze würde Deutschland des Gebrauchs dieses Stroms berauben, und ließe Mainz, welches ein Angriffspunkt ist, in Feindeshand. Die Schweiz müßte sich in ein Bundesverhältniß mit Oesterreich setzen.*)

Oh, warum haben wir keinen Kaiser von Deutschland, seufzte Arndt. Warum schreitet nicht der große deutsche Kaiser Friedrich Barbarossa aus seinem Felsen hervor und macht ganz Deutschland wieder zu Einem Reich, zu Einer Macht, dann wär's auch eine einige Herrlichkeit. Dann schriee der Eine nicht nach seinem Oesterreich, der Andere nicht nach seinem Preußen, dann gäb's keine Hessen und keine Würtemberger, keine Sachsen und Hannoveraner mehr, dann hätten wir nur noch Deutsche, nur Eine große Nation, die ganz Europa Ehrfurcht und Schrecken einflößte. Oh, lieber mächtiger großer Stein, helfen Sie zu dem großen Werk, thun Sie das Ihre, daß wir ein einiges Deutschland, kein Süddeutsches und kein Norddeutsches Königreich, sondern ein deutsches Kaiserreich wieder bekommen. Oh, seien sie jetzt kein Preuße, lieber großer Stein, sondern ein Deutscher allein.

*) Stein's eigene Worte. Siehe: Pertz: Leben Stein's. III. pag. 202.

Ich bin kein Preuße, rief Stein mächtig, ich habe nur Ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Theil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theil desselben von ganzem Herzen ergeben. Ich denke, wie Sie, und mein Glaubensbekenntniß ist: Einheit! Ist diese nicht gleich möglich, dann ein Auskunftsmittel, ein Uebergang. Ich capricire mich nicht darauf, daß Preußen an der Spitze stehe. Setzen wir an die Stelle Preußens, was Sie wollen, lösen wir es auf, verstärken wir Oesterreich mit Schlesien und der Kurmark und dem nördlichen Deutschland, reduciren wir Baiern, Würtemberg und Baden als die von Rußland begünstigten auf das Verhältniß vor 1802. Machen wir Oesterreich zum Herrn von Deutschland! Ich wünsche es; es ist gut, wenn es ausführbar ist. Nur denken wir nicht an die alten Montagues und Capulets, und an die Zierden alter Rittersäle. Wenn sich der blutige Kampf, den Deutschland zwanzig Jahre lang unglücklich bestanden, und zu dem es jetzt wieder aufgefordert wird, mit einem Possenspiel endigen soll, so mag ich wenigstens nicht daran Theil nehmen, son-

dern werde dann freudig und eilig in das Privatleben zurückkehren.*)

Der große Gott da droben möge solch' Unheil verhüten, rief Arndt feierlich. Er gebe den deutschen Völkern die rechte Energie und Vaterlandsliebe, er gebe den deutschen Fürsten die rechte Demuth und Opferfreudigkeit, und öffne ihre Ohren, daß sie hören und verstehen, was ihnen der edle Mund des besten deutschen Mannes, des edlen Herrn von Stein, verkündet! Ich denk' zuweilen, Herr, die große Germania selber ist Ihre Mutter gewesen, hat Sie genährt an ihren heiligen Brüsten, hat Ihnen eingeflößt von dem echten Urstoff des Germanen, daß Sie straff und fest, sonder Menschenfurcht und Scheu, nur demüthig vor Gott und Ihrem eigenen Gewissen dastehen sollen, unbeirrt und unwandelbar zu kämpfen für das Erbe Ihrer großen herrlichen Mutter Germania! —

Poet, Poet, hüten Sie Sich! rief Stein lachend. Wollen mir in Ihrer Verzückung meinen Vater gar verdächtigen und mir einen Balken in mein Wappen bringen. Nein, nein, ich lasse mir meine liebe, wirk-

*) Stein's eigene Worte. Siehe: Pertz III. pag. 226.

liche Mutter, die geborne Freiin, nicht abdisputiren, aber sie war eine tapfere, hochherzige, echte, deutsche Frau, und die Liebe zum deutschen Vaterland habe ich schon mit der Muttermilch eingesogen. Auch — aber was hält Er denn auf einmal an, Kutscher, und was giebt's denn da?

Was es giebt, Excellenz? schrie der alte Jost. Schauen's da hin, liebe Herren, schauen's die hohe zwei Stangen da mit den Adlern oben drauf. Das sind die Grenzpfähle von Russisch-Polen und Preußen. Da, bei dem Pfahl da, fängt Deutschland an! Hurrah! es lebe Deutschland!

Und der alte Jost schwenkte laut jubelnd seine Militairmütze empor, und schrie und brüllte immer wieder: Hurrah! Es lebe Deutschland!

Sehen Sie, Freund, rief Stein freudig, da haben Sie gleich den ersten Mustermenschen eines einigen Deutschen. Er hat's zu dieser Stunde vergessen, daß er ein Oesterreicher ist, und daß da drüben Preußens Grenzen sind. Er fühlt nur, daß da drüben die Grenzen Deutschlands sind, und das deutsche Herz geht ihm auf, und dem großen, gemeinsamen Vaterlande schreit er seinen deutschen Liebesgruß entgegen!

Und ich muß es auch thun, rief Arndt, aus dem

Schlitten springend, ich muß mir das liebe, theure Deutschland anschauen, und aus voller Seele rufe ich mit Jost: Hurrah, es lebe Deutschland!

Hurrah, es lebe Deutschland! rief Stein, ganz unwillkürlich in den Jubelruf miteinstimmend. Er hatte sich von seinem Sitz erhoben, und seine scharfen, blitzenden Ableraugen schauten lange hinüber nach dem Grenzpfahl, dann hoben sie sich langsam empor zum Himmel, dann falteten sich wie von selbst seine Hände in einander und seine Lippen bewegten sich zu Worten, die Niemand hörte und verstand, Niemand, als Gott allein!

Neben dem Schlitten stand Arndt, andächtig und still schaute er zu seinem Freunde empor, und eine Thräne innigster Rührung, heiligster Freude umdüsterte seine hellen Augen.

Es ist doch etwas Großes und Schönes um die Liebe zum Vaterland, sagte Arndt nach einer langen Pause. Nicht der erste Kuß der Geliebten hat mich so glücklich gemacht, wie heute das Anschauen der Grenzen unseres Vaterlandes!

Und das will ein Poet sein, rief Stein, seine eigene Rührung unter einem ärgerlichen Ton verbergend. Das will ein Poet sein und spricht die ge=

wöhnlichste Prosa ganz wie unser Eins. Mensch, wenn jetzt der Anblick Deutschlands Sie nicht zu einem Lied begeistert, so ist Ihre Poesie nicht einen Pfifferling werth und ich glaube nicht mehr an Sie. Wenn die Begeisterung jetzt nicht wie an einem Pfingsttage Ihre Zunge lös't und Ihnen Wort und Reim giebt, dann sind Sie kein deutscher Dichter und Reimschmied. Also, frisch ein Lied auf das liebe Deutschland gesungen, wenn ich noch an Sie glauben soll.

Ich hab' wohl ein Lied auf der Zunge, sagte Arndt lächelnd. Vorhin, als Sie von den verschiedenen deutschen Ländern sprachen, und wie nothwendig es sei, daß sie Alle untergingen im großen deutschen Vaterland, da ist mir ein Lied in der Seele emporgewachsen, ein richtig deutsches Lied, und ich will's Ihnen jetzt singen, so gut ich's kann, nach eigener Melodie, wenn's auch noch nicht ganz fertig ist und ich noch nicht alle lieben deutschen Länder untergebracht habe.

Und mit lauter, mächtiger Stimme begann Arndt zu singen:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland?

Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möwe zieht?
Ach nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand der Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
Ach nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Gewiß, es ist das Oesterreich,
An Ehren und an Siegen reich?
Ach nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt!
Das soll es sein!
Das, wackerer Deutscher, nenne Dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund!
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Noch einmal den letzten Vers, rief Stein eifrig, als Arndt eben hochathmend einen Moment inne hielt. Noch einmal! Ich singe ihn mit, und die letzte Strophe wiederholen wir im Chorus, hört Er, alter Jost?

Und mit einer Stimme, welche den heranbrausenden Sturmwind übertönte, sang Stein, von Arndt accompagnirt:

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund!

Und nun mischte der alte Jost seine Stimme hinzu und alle Drei schmetterten fröhlich in die Welt hinein:

Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Dann, fortgerissen von seiner Begeisterung, mit leuchtendem Angesicht, mit strahlenden Augen, die gefaltenen Hände zum Himmel emporhebend, sang Arndt:

Das ganze Deutschland soll es sein!
Oh Gott vom Himmel schau darein!
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben, treu und gut!
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Auch Stein hatte sein Haupt entblößt und den Blick zum Himmel emporgewandt. Auch sein Antlitz strahlte, und noch, als Arndt schon geendet, bewegten sich seine Lippen leise im stillen Gebet.

Jetzt rasch in den Schlitten, Freund, sagte er dann nach einer Pause, rasch, denn wir müssen uns eilen! Deutschland erwartet uns, und will's Gott, bringen wir ihm die Freiheit und das Glück! Vorwärts! Vorwärts nach Deutschland!

---

## Viertes Buch.

# Das Jahr 1813 in Wien.

## I.

## Judas Ischarioth.

Ich will Verzeihung, Hoheit, rief Roschmann, mit glühendem Antlitz in das Cabinet des Erzherzogs Johann eintretend, Verzeihung, daß ich es wage, so unangemeldet hier einzutreten. Aber ich bringe wundervolle Nachrichten! Hier, Hoheit, die Blätter, die ich so eben in meiner geheimen Druckerei zu Traiskirchen habe drucken lassen, und die jetzt schon in tausenden von Exemplaren von unseren Freunden in Wien verbreitet werden! Lesen Sie, Hoheit, oh lesen Sie!

Johann nahm das dargereichte Blatt, und wie er es anschaute, flog ein Schimmer von Röthe über sein bleiches, vergrämtes Angesicht. „Die große Armee existirt nicht mehr, rief er freudig. Napoleon selber hat sie aufgegeben und ist von ihr entwichen. Heimlich, wie ein Verbrecher, ist er durch Deutschland ge-

flohen, aber seine Armee folgt ihm nicht mehr nach Frankreich. Diejenigen, welche nicht erfroren sind oder krank in den Spitälern von Wilna liegen, sind in russische Gefangenschaft gerathen. Die große Armee existirt nicht mehr!"

Wehe den Armeen, welche untergehen mußten, rief Johann innig, aber wohl uns, daß sie untergegangen sind.

Hier, Hoheit, hier ein anderes Blatt! sagte Roschmann. Lesen Sie auch dies!

Wie der Erzherzog die Blicke auf dieses zweite ihm dargereichte Papier heftete, stieß er einen Freudenschrei aus. Wie? rief er hastig, General York, der Anführer der preußischen Truppen, ist von Napoleon abgefallen und hat sich mit den Russen verbunden? Ist das wahr, Roschmann, ist das keine müßige Erfindung?

Nein, Hoheit, es ist wahr. Ein Courier, der Tag und Nacht geritten, hat vor einer Stunde der Herzogin von Accerenza diese Nachrichten vom General von Witgenstein, dem russischen Heerführer, selber gebracht. Diese Nachrichten sind ebenso wahr, als die folgenden. Lesen Sie nur weiter, Hoheit!

Johann schaute wieder auf das Blatt und las:

das ganze russische Heer ist auf dem Wege nach Deutschland, und der Kaiser Alexander befindet sich an der Spitze seines Heeres. Der König von Preußen aber ist nach Breslau gegangen, man erwartet schon in den nächsten Tagen seine feierliche Kriegserklärung an Frankreich, seine öffentliche Vereinigung mit Alexander, der wahrscheinlich sich nach Breslau zur mündlichen Besprechung mit dem König Friedrich Wilhelm begeben wird. Auch der Minister von Stein hat Rußland verlassen, und ist nach Deutschland gegangen, um dem deutschen Volk mit seiner tapfern Unerschrockenheit, den Fürsten mit seinen weisen Rathschlägen, zur Seite zu stehen.

Oh, mein Gott, mein Gott, rief Johann freudig, die Stunde der Erlösung ist also gekommen, die Stunde der rächenden Strafe! Das kleinmüthige, verzagte Preußen erhebt sich aus seiner Schmach, und steht auf zum Vergeltungskampf. Das Gottesgericht in Rußland hat ihm das Herz mit Muth und Zuversicht erfüllt. Preußen steht auf, und wir?

Auch wir müssen aufstehen, auch wir müssen handeln, rief Roschmann feurig. Jetzt oder nie! Jetzt ist die Zeit gekommen, wo Alles gewagt werden muß, um Alles zu gewinnen. Man muß Metternich zwin-

gen, zurückzutreten, oder sich auf die Seite Deutschlands und Preußens zu stellen. Und dies zu thun, liegt in der Hand Eurer Hoheit. Sie haben die öffentliche Meinung, die Liebe des Volkes für sich! Lassen Sie Ihre Stimme ertönen, rufen Sie die tapfern Männer Oesterreichs zum Kampf auf wider den verhaßten Tyrannen!

Das wäre Rebellion, sagte Johann, Rebellion gegen meinen Kaiser, meinen Bruder!

Nein, Hoheit, nur Rebellion gegen Metternich, gegen den schlechten Rathgeber des Kaisers, der ihn die Stimme seines Volks nicht hören läßt, der ihn täuscht über die Wünsche seiner Unterthanen, der ihn ängstigt mit der Idee, Oesterreich sei nicht im Stande, der Macht Frankreichs zu widerstehen. Zwingen Sie den Kaiser von dieser Idee abzugehen, zwingen Sie ihn durch eine Erhebung des Volkes! Gehen Sie nach Tyrol, Hoheit, die tapfern Männer erwarten nur noch ihren geliebten Erzherzog, ihren Herrn des Gebirges, um die Revolution ausbrechen zu lassen, um sich zu erheben, und den Kampf aufs Neue zu beginnen. Gehen Sie nach Tyrol, Hoheit, lassen Sie den Aufstand zugleich in Tyrol, in Illyrien und Kärnthen, wo Graf Nugent Alles vorbereitet hat, ausbre-

chen, und machen Sie Oesterreich damit ein weiteres Einvernehmen mit Frankreich unmöglich. Reißen Sie es zu seinem Heil in den Strudel der Revolution hinein! Oh, ich beschwöre Ew. Hoheit, gehen Sie nach Tyrol!

Nein, es ist noch nicht an der Zeit, sagte Johann gedankenvoll. Es ist das letzte, das gefährlichste Mittel, und ehe wir das wagen dürfen, müssen wir erst alles Andere versucht haben. Ich sage nicht, daß es nicht zu diesem Aeußersten kommen kann, aber es ist meine Pflicht, in Geduld und Treue auszuharren bis an's Ende. Warten wir also, was die großen Nachrichten, welche wie die Boten eines neuen Tages von Rußland daher geflattert sind, auf das Herz des Kaisers und seiner Unterthanen wirken werden. Warten wir, ob der Kaiser nicht aus eigenem hochsinnigen Entschluß dem unnatürlichen Bünde entsagt, und sein Volk ruft zum Kampf wider den Tyrannen, der Oesterreich und Deutschland bis hierher in schmachvollen Fesseln gehalten! Warten wir, ob Metternich nicht der besseren Ueberzeugung, der Gewalt der Umstände wird weichen und dem edeln Grafen Stadion den Platz wird räumen müssen! Wenn dies aber nicht der Fall ist, wenn der Ruf von ganz Oesterreich vergebens an

sein Ohr dringt, wenn er den frechen Muth hat, jetzt noch den Kaiser zu überreden, bei seinem unseligen Bündniß mit Frankreich zu verharren, dann ist es Zeit zu dem Aeußersten zu schreiten, dann werde ich selber der Erste sein, der die Tyroler aufruft zur Empörung, dann werde ich zu ihnen eilen, um mich an die Spitze ihrer Revolution zu stellen! Aber wie gesagt, erst müssen alle Mittel erschöpft sein, erst müssen wir die Ueberzeugung erlangt haben, daß es kein anderes Mittel giebt, Oesterreich zu dem heiligen Kampf zu führen, kein anderes Mittel, als den Zwang! Ich gehe noch heute zur Kaiserin Ludovica, um sie zu beschwören, noch einmal die Macht ihrer Beredsamkeit zu versuchen. Möge Gott ihren Worten Kraft geben.

Und was, Hoheit, soll ich Ihren Getreuen in Tyrol sagen? fragte Herr von Roschmann dringend. Es sind heute Morgen auf's Neue Abgesandte bei mir angelangt, sie begehren dringend ihren lieben Erzherzog Hannes selber zu sprechen, sie wollen ihm selber die Noth und den Jammer ihres Landes an das Herz legen, sie wollen im Namen Tyrols Ew. Hoheit beschwören, zu ihnen zu kommen als ihr Befreier und Erlöser. Ach Hoheit, welch eine Kraft des Glaubens, der Treue und Zuversicht ist in den Gemüthern dieser

edlen Söhne der Natur! Sie vertrauen noch immer auf das Wort, das Ew. Hoheit ihnen vor Jahren gegeben, auf das Wort: daß Ew. Hoheit mit und für Tyrol so lange kämpfen wollten, bis Tyrol wieder frei, bis es wieder Oesterreichisch geworden, und seine alten Freiheiten und seine alte Verfassung wieder erlangt habe. Sie sagen: „jetzt ist der Tag gekommen, an welchem der Erzherzog sein feierlich gegebenes Wort einlösen, wo er zu uns kommen wird, um sich an unsere Spitze zu stellen." Die Boten, welche Tyrol hieher gesandt, sind freilich nur arme ungebildete Bauern, aber es sind Männer, welche bereit sind, ihr Blut und Leben für das Vaterlaud hinzugeben, welche ihre Freiheit wagen, indem sie hieher kommen, welche die Arbeit, die sie ernährt, freudig hingeben, und Hunger und Elend ertragen, um sich dem Dienst des Vaterlandes zu weihen.

Oh wann, wann wird der Tag kommen, wo ich ihnen vergelten kann! rief Johann tiefbewegt. Wann wird ihre Treue, ihre Standhaftigkeit und Geduld belohnt werden?

Gehen Sie nach Tyrol, Hoheit, und sie sind belohnt.

Ich wiederhole es Ihnen: warten wir! Vielleicht

giebt es Gott, daß es der Kaiser ist, welcher mich nach Tyrol sendet, daß ich meine Pflichten gegen ihn, wie gegen Tyrol erfüllen kann! Bringen Sie den Boten aus Tyrol meine Grüße, sagen Sie ihnen, sie sollen es machen wie ich: sie sollen ausharren in Geduld und Treue! Sie sollen sich aber bereit halten zum Kampf, denn die Stunde desselben wird und muß bald schlagen. Und damit die Getreuen, welche ihre Arbeit verlassen haben, um hieher zu kommen, damit sie nicht darben, und Hunger leiden, bringen Sie ihnen dies! Sagen Sie ihnen, es sei der Zehrpfennig für ihre Rückreise!

Er nahm aus seiner Chatoulle eine Hand voll Goldstücke und reichte sie Herrn von Roschmann dar, welcher sie mit Worten innigen Dankes in Empfang nahm.

Und jetzt bitte ich Ew. Hoheit, mich verabschieden zu dürfen, sagte er. Ich will den Tyrolern sogleich die Botschaft und das Geld bringen. Ich habe Sie in meinem Hause versteckt, um sie den Augen der Polizei zu entziehen, welche jetzt wachsamer und mißtrauischer ist als je. Graf Metternich hat dem Polizeipräsidenten von Hager den Befehl gegeben, alle nach Wien kommenden Fremden streng zu überwachen,

und alle diejenigen, welche zu den sogenannten deutschen Patrioten gehörten, sogleich zu arretiren. Ich zittere für meine armen Tyroler und sie müssen sogleich den Rückmarsch antreten.

Er verneigte sich vor Johann und eilte der Thür zu, dann auf einmal wandte er sich um und näherte sich wieder dem Erzherzog.

Hoheit, sagte er fast verlegen, über den Angelegenheiten des Vaterlandes habe ich die eigenen ganz vergessen. Ich kam hieher, um Ew. Hoheit eine Bitte vorzutragen. Meine Tochter Camilla —

Was ist's mit Camilla? fragte Johann lebhaft. Ich habe sie seit acht Tagen nicht gesehen! So oft ich zu Ihnen gekommen bin, hat sie sich verleugnen lassen. —

Das ist ganz natürlich, Hoheit, sagte Roschmann lächelnd. Sie wollte Ew. Hoheit nicht ihre verweinten Augen sehen lassen.

Wie? rief Johann erschrocken. Sie hat geweint?

Ja, Hoheit, sie hat geweint und sie weint noch. Der Grund davon ist: Sie ist ein eigensinniges Mädchen, das nur der Schwärmerei, nicht der Vernunft Gehör geben will und gerade deshalb wende ich mich an Ew. Hoheit und erflehe mir Ihren Beistand. Ca-

milla's Cousin, der Graf von Steinach, der Camilla lange schon liebt, ist nach Wien gekommen, um feierlich und mit der Einwilligung seiner Eltern bei mir um die Hand meiner Tochter zu werben. Ich habe ihm meine Einwilligung mit Freuden gegeben, denn der Graf ist eine sehr glänzende Partie, er ist jung, immense reich und gut, und liebt Camilla leidenschaftlich.

Und Camilla? fragte Johann lebhaft.

Camilla weigert sich!

Oh, sie weigert sich! rief Johann mit innigem, frohlockendem Ton, und ein Ausdruck der Freude flog über sein Antlitz hin.

Roschmann schien das nicht zu bemerken. Ja, sie weigert sich, sagte er ärgerlich, unter allerlei nichtigen, echt mädchenhaften Vorwänden schlägt sie die Hand des reichen Grafen aus. Sie will sich niemals vermählen, behauptet sie, auch sei sie noch viel zu jung, um schon an eine Verbindung denken zu können, und wenn ich mit allen Gründen der Vernunft ihr diese Einwände bekämpft habe, dann erklärt sie, sie habe mit Elise Wallner und einigen andern Tyrolerinnen das feierliche Gelübde gethan, sich nicht eher zu vermählen, als bis Tyrol von der Fremdherrschaft erlöst,

bis es wieder frei, und bis der Erzherzog Johann als Sieger und Herr in Tyrol eingezogen sei. Aber diese Vermählung Camilla's mit dem Grafen Steinach ist mein innigster Wunsch, und ich kann diese romantischen Mädchenlaunen daher nicht als entscheidende Gründe anerkennen. Der junge Graf ist wie gesagt ein guter Mensch, er wirbt um Camilla mit der Einwilligung seiner Eltern, er ist sehr reich, und hat bedeutende Besitzungen in Tyrol. Ew. Hoheit wissen, daß Camilla eine glühende Schwärmerin für Tyrol ist, und sicher wäre es, abgesehen von allem Uebrigen, ein großer Gewinn für die Sache Tyrols, wenn gerade jetzt an die Spitze so bedeutender Güter eine so begeisterte Patriotin kommt, wie es Camilla ist. Deshalb als Vater und als Tyroler möchte ich Ew. Hoheit beschwören, daß Sie es gnädigst übernehmen wollen, meine Tochter zu vermögen, daß sie die Hand des Grafen annimmt.

Ich? fragte Johann überrascht. Ich sollte Camilla vermögen sich zu vermählen?

Ja, Sire, wenn Ew. Hoheit mir, Ihrem treusten und ergebensten Diener, diese Gnade erzeigen wollen. Ew. Hoheit allein wären es im Stande, Camilla's Eigensinn zu brechen und bei ihr der Stimme der



Bayerische Staatsbibliothek München

Vernunft Eingang zu verschaffen, denn Ew. Hoheit sind für sie, wie für alle Tyrolerinnen, das Ideal, an das sie glauben, auf das sie hoffen, und dem sie sich willenlos unterwerfen.

Oh, ich glaube, Sie irren, sagte Johann lächelnd. Camilla ist eine zu klare freie Seele, ein zu stolzes Herz, um von solchen falschen Idealen sich beugen zu lassen. Sie ist seit einiger Zeit scheu und zurückhaltend gegen mich, sie vermeidet es mir zu begegnen, und wenn sie mir nicht ausweichen kann, muß ich an ihrem ernsten, strengen Wesen, an ihren einsylbigen Antworten erkennen, daß ich ihr lästig bin. Vielleicht hat sie, als sie noch in den Bergen Tyrols war, sich von der Begeisterung und Liebe, welche die guten Tyroler für mich hegen, mit hinreißen lassen, und mein armes Bild mit den Schwärmereien ihrer Träume verklärt. Jetzt aber, da sie mich wieder öfter sieht, jetzt gleiche ich nicht mehr dem Ideal ihrer Mädchenphantasieen, und sie sieht ein, daß der geträumte Held und Befreier nur ein armer vielgeplagter Mensch ist, der in den Ketten der Abhängigkeit und der Pflichten schmachtet, und sich nicht von ihnen frei machen kann. Nein, nein, mein Freund, Sie irren! Mein Wort wird nicht die Kraft haben, Camilla's Willen zu beherrschen.

Haben Ew. Hoheit nur die Gnade, es zu versuchen, bat Roschmann dringend. Es ist meine letzte Hoffnung, mein letzter Versuch, Hoheit. Ja, ich will Ew. Hoheit die Wahrheit gestehen, ich habe meiner Tochter gesagt, Ew. Hoheit wünschten gleich mir, daß sie sich dem Grafen vermähle, und nach Tyrol gehe, um dort für die Sache der Freiheit zu wirken.

Und was hat Camilla geantwortet?

Sie sagte: nun wohl, mein Vater, wenn das wahr ist, wenn der Erzherzog selber mir sagt, daß er es wünscht, daß ich seinen Plänen damit förderlich bin, dann werde ich gehorchen, dann werde ich mich dem Grafen Steinach vermählen. Aber aus des Erzherzogs eigenem Munde muß ich es hören, sonst glaube ich es nicht.

Seltsam, murmelte Johann, sie will gehorchen, wenn ich es wünsche. Sie — Nun wohl, sagte er dann laut, ich will Ihren Wunsch erfüllen, ich will mit Camilla sprechen, ich will hören, was sie für Gründe gegen den Grafen anführt, ich will versuchen, sie, wie Sie sagen, die Stimme der Vernunft hören zu lassen. Aber ich kann Ihnen nicht versprechen, daß dies zu einem günstigen Resultat führen wird, und wenn ich wirklich Einfluß auf die Entschlüsse des jun-

gen Mädchens haben könnte, so dürfte ich denselben nicht mißbrauchen, um sie zu einer Verbindung zu bereden, welche ihrem Herzen widersteht.

Ich begehre ja nicht, daß Ew. Hoheit sich herablassen, Camilla zu überreden, ich bitte nur, daß Ew. Hoheit mit ihr sprechen, daß Sie ihr gnädigst sagen, es scheine ihnen wünschenswerth, daß sie sich nach Tyrol vermähle, und daß der Graf Steinach eine durchaus passende und angemessene Partie sei.

Ich kann das nicht sagen, denn ich kenne den Grafen nicht, rief Johann lebhaft.

Aber Ew. Hoheit sind der Freund seiner Mutter, und die Gräfin wünscht eben so sehr, wie ich selber, die Verbindung unserer Kinder.

Ich wiederhole es Ihnen, ich werde mit Camilla sprechen, sagte Johann gedankenvoll. Gleich jetzt werde ich zu ihr gehen! Sagen Sie ihr aber nichts von meinem Kommen. Unangemeldet will ich zu ihr eintreten, ganz ohne Ceremoniell, nur wie ein Freund ihres Vaters und ihrer Selbst!

---

## IV.

## Das Geständniß.

Camilla befand sich allein in ihrem Gemach. Sie saß vor ihrem Schreibtisch, der, umgeben von den herrlichsten tropischen Gewächsen, in der tiefen Nische des Fensters stand. Die Feder, mit der sie geschrieben, ruhte jetzt müßig in ihrer Hand; das Haupt zurückgeneigt an die Lehne ihres reichgeschnitzten alterthümlichen Stuhls, starrte sie zum Himmel empor.

Thränen standen in ihren großen schwarzen Augen, ihr Antlitz war bleich, ihre Lippen zitterten, und schwere Seufzer hoben ihren Busen. Auf einmal richtete sie sich heftig aus ihrer ruhenden Stellung empor, und die Feder bei Seite werfend, griff sie hastig nach dem halbbeschriebenen Papier, das vor ihr lag.

Nein, murmelte sie vor sich hin, nein, ich will diesen Brief nicht zu Ende schreiben, nein, auch Elise

Wallner nicht darf mein unseliges Geheimniß kennen. Wir haben uns geschworen, kein Geheimniß vor einander zu haben, aber ich muß meinem Schwur ungetreu werden. Es giebt Geheimnisse, die nur Gott kennen darf, und die entweiht werden, wenn das Menschenohr sie vernimmt. Nein, ich werde diesen Brief nicht abschicken, und Gott allein soll wissen, was ich da geschrieben habe.

Mit einer heftigen Bewegung riß sie das Papier auseinander, zerriß es in immer kleinere Stücke, und warf diese Stücke wie Schneeflocken um sich her.

Oh, ich wollte, ich könnte wie dieses Papier auch mein eigen Herz zerreißen, flüsterte sie, ich wollte, ich könnte vor mir selber mein Geheimniß verhüllen, wie ich es vor Andern thue! Aber die Gedanken, die Gedanken gehen mit mir, wohin ich auch gehe, und der Schmerz bohrt in meinem Herzen ewig, immerdar! Oh, warum bin ich hierher gekommen! Warum bin ich nicht in Tyrol, meinem lieben, schönen Tyrol, bei meiner geliebten Tante geblieben? Und konnte ich's denn? fragte sie sich selber weiter. Ich floh vor einer Liebe, die ich nicht erwiedern konnte, nicht erwiedern durfte. Und dennoch ist sie mir hieher nachgefolgt, und vielleicht wär's besser, ich gäbe den Kampf auf, ich nähme

diese Liebe an als mein Verhängniß, und rettete mich zu ihr vor meinem eigenen Herzen. Oh Gott, mein Gott, gieb mir doch die Kraft, mich selber zu überwinden, stärke mein Herz, daß es entsagt und sich unterwirft, daß es —

Sie schwieg und sprang heftig empor. Ein Zittern durchflog ihre ganze Gestalt, eine Purpurröthe schoß einen Moment über ihr Antlitz hin und machte dann einer tödtlichen Blässe Platz; das Haupt vorwärts geneigt, die großen Augen fest auf die Thür geheftet, die Hand auf das Herz gepreßt, als wolle sie sein heftiges Pochen besänftigen, stand sie lauschend, athemlos da! Sie hatte da draußen den Ton einer Stimme gehört, welche nicht die ihres Vaters gewesen, und diese Stimme — da, jetzt hörte sie rasche Schritte den Corridor herauf kommen, der zu ihrer Thür führte, sie kommen näher und näher, jetzt —

Camilla sprang nach der Thür hin, sie streckte die Hand aus, um sie zu verriegeln, aber zu spät! Die Thür öffnete sich, Erzherzog Johann trat herein, und mit einem Schrei schwankte Camilla vorwärts.

Er ließ einen Moment seine Augen mit einem forschenden Ausdruck auf ihr ruhen, dann drückte er leise die Thür hinter sich zu und näherte sich ihr.

Weshalb erschrecken Sie vor mir? fragte er freundlich. —

Die hohe Ehre, stammelte sie ganz verwirrt, ich konnte nicht ahnen, daß Ew. Hoheit mir die Gnade erzeigen wollten, und —

Ehre, Gnade, unterbrach er sie fast unwillig, was sind das Alles für unpassende Worte auf den Lippen meiner Freundin Camilla? Woher kommt Ihnen auf einmal dieses Uebermaß von Etiquette und Respect? Weshalb überrascht es Sie, daß ich Ihnen meinen Besuch mache? Bin ich nicht in den letzten Wochen oft hier eingetreten, wenn die geheimen Versammlungen der Patrioten, die wir hier bei Ihrem Vater abgehalten, beendet waren? Und niemals früher hat Sie mein Kommen überrascht, sondern Sie empfingen mich als einen Freund, der wohl das Recht hat, zu Ihnen einzutreten, und den Sie herzlich willkommen hießen, ohne Sich sonderlich darüber zu beunruhigen, daß der Freund nebenbei das Unglück hatte, ein Erzherzog zu sein, und daß es, nach der Ansicht der thörichten Menge, eine Gnade sei, welche er Ihnen erzeigte. —

Wenn ich das nicht empfunden, so war es ein großes Unrecht von mir, und es ist Zeit, daß ich mich

bessere, sagte Camilla, die jetzt ihre Fassung wieder gewonnen. Ja, ich that Unrecht, wenn ich es nicht zeigte, wie tief ich die Gnade zu schätzen wußte, die mir Ew. Hoheit durch Ihren hohen Besuch erzeigten. Ich bitte Ew. Hoheit demüthigst um Verzeihung deshalb.

Camilla, fragte er leise und schmerzlich, Camilla, was ist denn vorgefallen? Was that ich Ihnen denn, daß Sie mir zürnen?

Ich? Ew. Hoheit zürnen? rief sie mit einem erzwungenen Lachen. Wie dürfte ich so vermessen sein, wie —

Johann legte mit einer heftigen Bewegung seine Hand auf ihren Arm. Sprechen Sie nicht weiter, sagte er rauh, es ist etwas Falsches, Unwahres in Ihren Worten, das thut mir weh, das von Ihren Lippen zu hören. Oh Kind, Kind, lassen Sie doch den Andern die Lüge und die Heuchelei, aber Sie, oh, halten Sie Sich fern davon.

Hoheit, flüsterte sie bebend, Hoheit —

Weshalb nennen Sie mich Hoheit? fragte er düster. Haben Sie vergessen, was Sie mir damals in Steyermark auf dem Gute der Gräfin Steinach versprochen? Wissen Sie noch, es war an jenem Tage,

als Sie allein sich auf die hohe Alp hinaufgewagt hatten? Eine Lawine war gefallen, und hatte Sie verschüttet. Die Gräfin hatte alle ihre Diener ausgesandt, Sie zu suchen, sie selber ging mit ihnen und schrie in Todesangst nach Ihnen und folgte den Dienern bis hinauf auf die höchsten Spitzen der Alp. Aber nirgends fanden sie eine Spur von Ihnen, und trostlos gingen sie Alle heim, denn die Nacht brach herein, und sie hofften, daß Sie vielleicht sich nur verirrt, und irgendwo in der Nachbarschaft ein Unterkommen gefunden. Ich aber, Camilla, ich kehrte nicht heim mit der Gräfin, ich blieb auf der Alp, und begleitet von meinen zwei treuen Hunden kletterte ich umher, immerfort Ihren Namen rufend, im Schnee nach einer Spur von Ihnen suchend. Endlich war Gott mir gnädig, ich hörte Ihre Stimme, und meine klugen Hunde witterten Ihre Spur und schlugen an. Ich fand Sie, armes Kind, fand Sie in einer Schneegrube, wohin die Lawine Sie getrieben, und aus der Sie Sich nicht emporzuarbeiten vermochten. Ich rettete Sie, Camilla, ich trug Sie auf meinen Armen in das Schloß zurück. Haben Sie das Alles vergessen, Camilla?

Nein, gewiß nicht, sagte sie schüchtern. Nein, ich habe das nicht vergessen, und meine Dankbarkeit —

Meinen Sie, daß ich Sie daran erinnere, um mir einige Dankbarkeitsfloskeln zu erbetteln? fragte er unwillig. Nein, Camilla, ich erinnere Sie daran, um zu fragen, ob Sie jene Stunde der Heimkehr wirklich vergessen, ob sie ganz und gar aus Ihrem Gedächtniß entschwunden ist?

Nein, sagte sie tiefbewegt, und ganz und gar ihre gezwungene Haltung und ihre erkünstelte Ehrfurcht verlassend, nein, ich habe jene Stunde nicht vergessen, ich bin ihrer eingedenk gewesen Nacht und Tag, sie wird, so lange ich athme und bin, nicht aus meinem Gedächtniß entschwinden. Sie hatten mich vom Tode gerettet, Sie nahmen mich, die Halberstarrte, empor und trugen mich in Ihren Armen dem Schlosse zu. Es war eine wunderbare, klare Nacht, am Himmel glänzten Tausende von Sternen, und ich schaute halbträumend zu ihnen empor, und dankte Gott aus der Tiefe meiner Seele, daß er den Tod, der mir schon so nahe gewesen, von mir fern gehalsen, und flehte seinen Segen hernieder auf meinen edlen Retter, und bat jeden Stern, ihn zu beschützen auf seinem Lebenswege, und mir, ach mir armen, un-

bedeutenden Kinde, ein Mittel zu zeigen, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen könnte. Und dann —

Dann auf einmal wandten Sie den Blick, der so lange auf die Sterne gerichtet gewesen, zu mir hin, unterbrach sie Johann lächelnd, dann leuchteten Ihre Augen, selber zwei Sterne, mich an. Hoheit, sagten Sie mit Ihrer sanften, bebenden Stimme, Hoheit, Sie haben mir das schöne Leben gerettet, ich möchte es Ihnen danken aus Herzensgrund. Sagen Sie mir, Hoheit, was kann ich thun, das Ihnen angenehm wäre? Das fragten Sie, Camilla, und nun sagen Sie mir, wissen Sie auch, was ich Ihnen zur Antwort gab?

„Sie können Zweierlei thun, was mir angenehm wäre," antworteten Sie mit einem milden Lächeln, sagte Camilla leise, und ich fragte jauchzend, was ist es, Hoheit, was kann ich thun? Darauf sagten Sie: das Erste ist, bleiben Sie immer ehrlich, wahr und aufrichtig gegen mich, lassen Sie mich immer Ihnen ein Freund sein, dem Sie vertrauen, und der Ihnen vertrauen darf. Das Zweite ist —

Nun? fragte Johann, als Camilla auf einmal verstummte, nun was stocken Sie? Ich sagte also: das Zweite ist — Fahren Sie doch fort, Camilla?

Camilla erbebte, und mit leiser stockender Stimme fuhr sie fort: das Zweite ist, daß Sie mir versprachen, mich niemals wieder Hoheit zu nennen, daß Sie mir gestatten, Sie immer Camilla zu nennen.

Und versprachen Sie mir das? fragte Johann ernst.

Ich versprach es Ihnen, sagte sie leise.

Ja, Sie thaten es, rief Johann lebhaft. In einer feierlichen Stunde, unter Gottes Himmel, beim Leuchten der Sterne versprachen Sie mir, Ihrem Lebensretter, mir immer wahr und offen zu sein, mich als Ihren Freund zu betrachten, mir Ihre treue Freundschaft zu schenken, mir zu erlauben, Sie immer bei Ihrem Namen zu nennen, und endlich mich niemals wieder Hoheit, sondern einfach „Herr Johann" zu nennen.

Ich that Unrecht, daß ich das versprach, sagte Camilla rasch. Ich dachte nicht an die Welt; inmitten der Berge hatte ich sie vergessen, war ich nichts als ein einfaches Kind der Natur, das sich der Etiquette und des Ceremoniells nicht erinnern mochte. Jetzt aber sind wir in der Welt, jetzt, den Menschen gegenüber, darf ich die Etiquette nicht vergessen, kann ich nicht erfüllen, was ich damals unterm Sternenhimmel gelobte.

Nun wohl, sagte Johann traurig, ich entbinde Sie in diesem Einen Punkte Ihres Gelübdes, nennen Sie mich vor der Welt, im Beisein Anderer, immerhin mit diesem albernen Titel, der immer wie ein Wort des Hohns an mein Ohr schlägt, nennen Sie mich „Hoheit.“ Aber jetzt sind wir allein, wie in jener Sternennacht, jetzt hört uns Niemand als Gott allein. Warum wollen Sie mir also jetzt den traulichen Namen nicht gewähren, wie Sie ihn mir damals versprochen? Sie wenden Ihr Haupt ab, Camilla! Was that ich Ihnen denn, daß Sie mir zürnen?

Nichts, oh gewiß nichts, flüsterte sie. Ew. Hoheit sind immer gütig gegen mich gewesen.

Er stampfte unwillig mit dem Fuß, und faßte heftig ihren Arm. Sie wollen mich also kränken? fragte er zornig. Sie nennen mich auch jetzt noch Hoheit, obwohl Sie wissen, daß es mich schmerzt? Nun denn, ich sehe jetzt wohl ein, daß ich damals Unrecht gethan, Sie um etwas zu bitten, das zu erfüllen Ihnen unmöglich ist. Ich mißbrauchte die Gewalt, welche jene heilige Stunde mir über Sie gab, es war unehrenhaft von mir, Vortheil ziehen zu wollen von dem glücklichen Zufall, der mir gestattet hatte, Ihnen das Leben zu retten! Ich entbinde Sie Ihres

Schwurs, ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück, Sie sollen nicht mehr gezwungen werden, mich anders zu nennen, als wie meine Höflinge es thun; ich will selbst, wenn es sein muß, Ihrer Freundschaft entsagen. Aber ich kann Sie nicht davon entbinden, mir offen und ehrlich zu sein, und mir, wenn ich es fordere, die Wahrheit zu sagen! Niemals auch können Sie mich davon entbinden, Ihnen mein Gelübde zu erfüllen, und Ihr Freund zu sein. Und als Ihr Freund komme ich jetzt zu Ihnen, mein Fräulein, als Ihr Freund frage ich Sie: weshalb wollen Sie dem jungen Grafen Steinach nicht Ihre Hand geben?

Weil ich ihn nicht liebe, Hoheit, rief Camilla heftig.

Sie lieben ihn nicht, rief Johann rauh, was wissen Sie denn von Liebe, und wer sagt Ihnen, daß Sie ihn nicht lieben? Ihr Herz ist wie ein weißes Blatt, auf dem noch kein einziger Name geschrieben steht, das noch gar kein Erinnerungszeichen hat. Sprechen Sie mir nicht von Liebe, Kind, Sie sind keiner Liebe, nicht einmal einer Freundschaft fähig. Sie schwuren mir Freundschaft, und kaum hatte ich Sie verlassen, kaum war ich nach Wien zurückgekehrt, so hatten Sie mich vergessen. Anfangs freilich erinnerte ich Sie noch durch meine Briefe an mich, aber zuletzt ward

es Ihnen unbequem, den Briefen Ihrer Tante auch nur ein kleines Wort hinzuzufügen, und Sie verstummten. Jetzt, da der Zufall, nicht Ihr Wille, Sie wieder in meine Nähe führt, jetzt haben Sie kaum noch eine Erinnerung meiner Tage, und ich bin Ihnen nichts mehr, als der Erzherzog Hoheit. Und Sie, die Sie nicht einmal die Freundschaft kennen und verstehen, Sie maßen sich an, zu wissen, was Liebe ist? Gehen Sie, Sie wissen es nicht. Ihr Herz ist kalt und treulos, und ich gratulire Ihnen dazu, denn das ist das beste Mittel, ohne Wunden und ohne Schmerzen durch die Welt zu kommen, und das Leben zu genießen. Mit solchem Herzen dürfen Sie nicht fürchten, durch einen Mann unglücklich zu werden; heirathen Sie also immerhin den jungen Grafen Steinach. Heirathen Sie ihn, er ist von gutem alten Adel, er ist reich, gut, und er liebt Sie wahrhaft. Heirathen Sie ihn also!

Ew. Hoheit befehlen es mir? fragte Camilla heftig. Es ist nicht bloß der Wunsch meines Vaters, der Sie das sagen läßt, sondern Ew. Hoheit —

Nein, es ist nicht der Wunsch Ihres Vaters, rief Johann zornig, sondern es ist der Befehl meiner Hoheit. Ja, heirathen Sie den jungen, schönen, reichen,

guten Grafen Steinach. Es ist eine vortreffliche Partie. Ihr Vater hat Ihnen ja schon gesagt, daß es mein Wunsch sei, daß Sie den Grafen heiratheten. Weshalb zweifelten Sie daran? Weshalb verlangen Sie, daß ich Ihnen das selber sagen sollte?

Weil ich den Worten meines Vaters nicht glaubte, weil ich es für unmöglich hielt, daß Ew. Hoheit mein Unglück wollten, sagte Camilla sanft.

Nun wohl, Sie sehen, daß Sie Sich getäuscht haben, rief der Erzherzog rauh, ich will nicht Ihr Unglück, aber ich wünsche, daß Sie den Grafen heirathen. Sie haben gewollt, daß ich Ihnen das selbst sagte, nun wohl, ich bin da, ich sage Ihnen: es ist mein Wunsch, so wie der Ihres Vaters, daß Sie den Grafen Steinach heirathen. Es ist eine sehr gute Partie, gegen die nichts einzuwenden ist. Heirathen Sie ihn also. Kehren Sie heim nach Tyrol, das Sie niemals hätten verlassen sollen, denn so lange Sie dort waren, waren Sie gut, unschuldig und treu. —

Ich werde heimkehren nach Tyrol, sagte Camilla feierlich, ich werde dahin zurückkehren, um es nie wieder zu verlassen, aber ich werde den Grafen Steinach nicht heirathen.

Wie, Sie wollen ihn nicht heirathen? Sie bleiben dabei? Sie trotzen dem Wunsch Ihres Vaters?

Ich thue mehr als das, ich trotze dem Befehl Eurer Hoheit, sagte sie sanft. Aber es giebt Dinge, welche kein Mensch dem Andern aufdringen und befehlen kann, und denen sich eine freie Menschenseele nicht unterwerfen darf. Der Qual einer gezwungenen Ehe unterwerfe ich mich nicht, und da ich in der Welt keinen Menschen gefunden, der mich schützen und mir seine Theilnahme gönnen will, so flüchte ich mich zu Dem, der niemals mir seinen Schutz versagen wird, welcher der treue Freund aller Unglücklichen und Weinenden ist. —

Was wollen Sie damit sagen? fragte Johann lebhaft.

Ich will damit sagen, daß ich noch heute Wien verlasse, sagte sie sanft, daß ich noch heute nach Tyrol abreise. Aber nicht um mich einem Menschen' sondern um mich Gott zu vermählen.

Sie wollen in ein Kloster gehen? schrie der Erzherzog.

Ja, ich will in ein Kloster gehen, sagte Camilla sanft, ich will Gott mein Herz darbringen, zu ihm mich flüchten vor der Welt und den Menschen. Oh,

sagen Sie nichts, mein Entschluß ist unwiderruflich, suchen Sie also nicht, mich davon zurückzubringen, Hoheit, es würde vergeblich sein.

Nun wohl denn, rief Johann heftig, gehen Sie, werden Sie Nonne. Aber bevor Sie gehen, fordere ich von Ihnen, daß Sie noch einmal Ihres Gelübdes eingedenk sind. Ich habe Sie Ihres Schwurs entbunden, mir Ihre Freundschaft zu bewahren, aber ich habe Sie nicht des andern Gelübdes enthoben, mir, wenn ich es fordere, die Wahrheit zu sagen! Sie sollen in dieser Stunde dessen eingedenk sein, ich verlange das von Ihnen, ich befehle es Ihnen im Namen jener Stunde, da ich Ihnen das Leben rettete! Nun, Camilla, antworten Sie mir, wollen Sie treulos sein auch diesem Gelübde?

Nein, rief sie lebhaft, nein, ich werde es erfüllen, ich werde, wenn Ew. Hoheit es fordern, Ihnen die Wahrheit sagen.

Ich fordere es. Und jetzt, Camilla, sagen Sie mir die Wahrheit, die Wahrheit, die Sie vor Gott sagen würden: warum wollen Sie in ein Kloster gehen? Die Wahrheit, Camilla, die Wahrheit!

Oh, Hoheit, fordern Sie es nicht, flehte sie schmerzlich, haben Sie Erbarmen.

Kein Erbarmen, rief er heftig, beim Geiste Ihrer Mutter beschwöre ich Sie: die Wahrheit!

Oh, meine Mutter, rief Camilla, den Blick zu dem Bilde ihrer Mutter hinwendend, das mit einem sanften Schmerzenslächeln von der Wand zu ihr hinschaute, meine Mutter, Dich ruft er an, bei Deinem Namen beschwört er mein Herz!

Sie eilte zu dem Bilde hin, und schaute mit gefaltenen Händen zu ihm empor, und ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet. Dann, nach einer Pause, wandte sie sich wieder dem Erzherzog zu, und ihr Antlitz war jetzt ruhig und klar, ihr Auge strahlte in einem himmlischen Feuer.

Nun wohl denn, Hoheit, sagte sie, Sie haben von mir die Wahrheit gefordert, und ich werde sie Ihnen sagen. Wir sehen uns hier zum letzten Mal in diesem Leben, und wenn mein Bekenntniß zu Ende ist, werde ich nie wieder ein Wort zu Ihnen reden, nie wieder Ihre Stimme hören. Wir nehmen Abschied für das ganze Leben, ich sterbe der Welt und Ihnen, und in dieser meiner Sterbestunde will ich Ihnen bekennen, was meine Lippen sonst ewig würden verschwiegen haben. Ich heirathe den Grafen nicht, weil eine andere, eine heiße, glühende Liebe in

meinem Herzen ist, ich gehe in ein Kloster, weil ich mich retten will vor dieser Liebe. Jetzt, Hoheit, wissen Sie Alles, und jetzt wenigstens werden Sie nicht mehr sagen, daß ich die Liebe nicht kenne. Ja, ich kenne sie, und obwohl sie mir nur eine Dornenkrone gegeben statt der Myrthen, so drücke ich diese Dornenkrone doch freudig und selig an mein Herz, und will mit ihr sterben, wie ich mit ihr gelebt habe!

Und der Name dessen, den Sie lieben? fragte Johann.

Sie schüttelte stolz ihr Haupt. Gott allein kennt ihn, sagte sie, und Niemand auf Erden darf ihn wissen. Jetzt, Hoheit, jetzt habe ich mein Gelübde erfüllt, und jetzt — leben Sie wohl! Möge der Segen Gottes bei Ihnen sein alle Tage, mögen Sie glücklich sein, und möge durch Sie auch Tyrol endlich glücklich und belohnt werden! Leben Sie wohl, und tausend, tausend Segen über Sie!

Sie grüßte ihn mit einem Winken ihrer Hand, mit einem letzten Blick, und sich dann abwendend stürzte sie nach der Thür hin. Aber wie sie im Begriff war, sie zu öffnen, stand der Erzherzog neben ihr, faßte mit glühender Gewalt ihre beiden Hände, und zog sie in das Zimmer zurück.

Camilla, sagte er sanft, Camilla, bevor Sie mich auf ewig verlassen, sollen Sie auch von mir ein Geständniß hören. Es ist Ihr Vater, der mich gebeten hat, zu Ihnen zu gehen, und Sie zu der Vermählung mit dem Grafen zu bereden.

Und Sie übernahmen es bereitwillig, den Wunsch meines Vaters zu erfüllen, sagte sie kalt, das war sehr gnädig von Ihnen, Hoheit.

Ich übernahm es zu Ihnen zu gehen, aber ich verpflichtete mich zu nichts. Ich sagte es vielmehr Ihrem Vater zum Voraus, daß ich es nicht übernehmen könnte, Sie zu einer Verbindung zu bereden, die Ihrem Herzen widerstrebte. Aber ich kam hierher, weil ich auf den Grund Ihres Herzens schauen wollte, weil ich in Ihrem schönen und lieben Antlitz Ihre Gedanken lesen wollte. Camilla, ist es wahr, was Sie Ihrem Vater gesagt? Haben Sie wirklich das Gelübde geleistet, sich nicht eher zu vermählen, als bis Tyrol von der Fremdherrschaft befreit, bis es seine Verfassung, seine uralten Rechte, und sein österreichisches Kaiserhaus wieder erworben habe?

Ja, Hoheit, ich habe das gelobt, mit einem heiligen Eide auf dem Altar Gottes gelobt!

Nun wohl, so dürfen Sie Ihr Gelübde nicht

brechen, so dürfen Sie sich auch der Kirche, dem Heiland nicht vermählen, so dürfen Sie nicht die Braut des Himmels werden, bevor Tyrol nicht wieder frei ist, nicht seine alte Verfassung wieder erhalten hat. Sie werden also nicht in ein Kloster gehen, Ihr Gelübde verbietet es Ihnen. Sie werden überhaupt nicht Wien, nicht Ihren Vater, nicht mich verlassen. Denn jetzt hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe: Ich werde Tyrol von der Fremdherrschaft befreien, ich werde es sein, der Tyrol seine Freiheit, seine Verfassung, sein Glück wiedergiebt, der es belohnt für seine Treue, seinen Heldenmuth, seine Hingebung an Oesterreich. Ja, Camilla, ich werde Tyrol befreien, und dann ist Ihr Gelübde erfüllt. Dann dürfen, dann müssen Sie Sich dem Manne vermählen, der Sie seit Jahren liebt, dessen höchstes Glück Sie sind, der Sie anbetet wie seines Lebens herrlichstes Besitzthum, und Ihnen treu geblieben ist trotz aller Entfernung und aller Hindernisse.

Wie? rief Camilla zürnend. Ew. Hoheit bestehen noch darauf? Ich soll mich dem Grafen Steinach vermählen?

Nein, sagte der Erzherzog, sie sanft an sich ziehend, nein, Mir sollen Sie Sich vermählen.

Camilla stieß einen Schrei aus und suchte sich seinen Armen zu entwinden; Er aber drückte sie fester an sich, und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Ja, flüsterte er, mir sollst Du Dich vermählen, denn ich, oh, ich liebe Dich, wie ich nie ein Weib geliebt habe, wie kein Mann sonst Dich lieben wird. Nun sage, willst Du meine Liebe annehmen, willst Du dereinst, wenn Tyrol frei ist, mein Weib werden? Oh, wende Dein Haupt nicht von mir, Theure. Denke jetzt nicht daran, daß ich ein Fürst bin, und daß die klugen Leute sagen werden, eine eheliche und gesetzliche Verbindung zwischen Dir und mir sei unmöglich. Ich werde es Ihnen Allen beweisen, daß sie möglich ist, ich werde sie zwingen, meinen Willen anzuerkennen, ich werde ihnen zeigen, daß ein rechter Mann sein heiligstes Menschenrecht nicht aufgiebt, nicht an die elende Etiquette seine Wünsche hinopfert. Ich sage Dir, Camilla, sobald Tyrol frei, durch mich frei ist, sollst Du mein Weib werden. Nun antworte mir, willst Du's werden?

Sie hob ihr Haupt empor, und schaute ihn an mit einem langen, innigen Blick. Ja, sagte sie dann laut und feierlich, ja, ich will es! Ich will Ihr Weib werden, ich will Sie lieben, Sie verehren, Ihnen ge-

horchen als meinem Herrn, dem ich mein Leben, mein Herz, meine Seligkeit mit freudiger Seele geweiht habe. Denn nun will ich Ihnen den Namen Dessen sagen, den ich liebe. Er heißt Johann, Sie sind es! Ich frage nicht nach Ihrem Fürstentitel, nach Ihrem Rang. Was kümmert das mich, ich liebe Sie, nur Sie, und werde Sie lieben, so lange ich lebe.

Johann zog sie stürmisch an sein Herz, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen. Mein Verlobungskuß, sagte er. Gott hat unsere Gelübde gehört und er wird sie annehmen. Gott ist bei uns in dieser Stunde, und ihm und Dir schwöre ich: heilig soll mir das Weib sein, das ich liebe, und nie will ich ihr nahen mit unreinen Gedanken und freventlichen Wünschen. So lange Tyrol nicht befreit ist, darf ich Dich nicht anschauen als meine Braut, meine Geliebte. Bis dahin sollst Du meine Schwester, meine Freundin sein, die mit mir meine Pläne, meine Bestrebungen theilt und sie fördert, so viel sie vermag. Ich habe Dir meinen Verlobungskuß gegeben, jetzt werden meine Lippen die Deinen nicht eher wieder berühren, als bis ich meinen Schwur erfüllt, bis ich Tyrol frei gemacht habe. Dann aber, an dem Tage, an welchem zum ersten Male wieder von den Ruinen

der alten Burg Tyrol die österreichische Fahne flattert, an dem Tage wirst Du mein Weib vor Gott und den Menschen. Das schwöre ich bei Allem, was mir heilig ist!

Und ich, sagte Camilla feierlich, ich schwöre, daß ich niemals eines andern Mannes Weib werden, daß ich eher sterben als meiner Liebe entsagen, oder sie verrathen will. Ich schwöre, daß der Bund, den wir geschlossen, ein Geheimniß zwischen uns und Gott sein soll, welches ich selbst in der Beichte nicht verrathen, sondern welches ich treu bewahren will bis zu dem Tage, an welchem es dem Manne, den ich liebe, der mein Herr ist, passend erscheint, das Geheimniß von mir zu nehmen, und öffentlich vor aller Welt meine Liebe zu bekennen. Hier meine Hand, mein Geliebter, ich schwöre vor Gott, Dich treu, wahrhaft und fest zu lieben, und Dein Weib zu werden, sobald Tyrol befreit ist, und nicht zu achten der Menschen, welche es versuchen werden, den Bund unserer Herzen zu zerbrechen, und sich zwischen uns und unsere Liebe zu stellen. Jetzt aber, jetzt lebe wohl, mein Geliebter, lebe wohl bis zum Triumph- und Freudentag in Tyrol! Willkommen aber sei mir bis dahin der Freund, der Bundesgenosse, mit dem ich

wirken kann für das geliebte Tyrol, der edle Fürst, auf den mein Vaterland hofft, und der mich seines Vertrauens würdigen will! Willkommen der Befreier Tyrols!

Ja, das will, das werde ich sein, rief Johann begeistert, der Befreier Tyrols! Noch ehe sechs Monate vergangen sind, muß es vollbracht sein! Nun giebt es für mich kein Zaudern und Bedenken mehr. Tyrol ruft mich zu sich, und von der Burg Tyrol winkt mir mein Weib, meine Geliebte ihre Grüße entgegen!

Er reichte ihr seine Hand dar, und lächelnd, mit strahlenden Augen, mit froher Zuversicht schaueten sie einander an. —

Drinnen im Nebenzimmer, das Ohr fest an die Thür gelehnt, und mit zusammengekniffenem Auge durch die kleinen Löcher schauend, die er sich durch diese Thür gebohrt hatte, stand Herr von Roschmann. Kein Wort von dem, was die Beiden sich gesagt, war ihm entgangen, und wie er jetzt sie Beide so in seligem Anschauen verloren einander gegenüber stehen sah, flog ein spöttisches Lächeln über sein Antlitz hin.

Eine allerliebste Komödie, sagte er, von der Thür zurücktretend. Der schwärmerische Herr Erzherzog

scheint es in der That für möglich zu halten, daß wir eine zweite Auflage von der romantischen Geschichte der Philippine Welser haben könnten. Aber der Kaiser Franz ist durchaus nicht so romantisch und vorurtheilsfrei, als der damalige Kaiser, der Vater des Erzherzogs Ferdinand, und ich habe durchaus nicht Lust, die gefährliche Rolle des Schwiegervaters eines kaiserlichen Erzherzogs zu übernehmen, denn ich könnte dabei sehr leicht um meine Freiheit und mein Leben kommen. Nein, nein, es ist weit besser, der Schwiegervater eines reichen Grafen, als der eines armen Erzherzogs zu sein. Camilla soll und wird den Grafen heirathen, ich werde die Dinge schon so führen, daß sie zuletzt, um den Erzherzog aus den Schlingen, die ich ihm gelegt, zu erretten, sich dem guten, reichen Grafen Steinach vermählt. Aber bis dahin werde ich schweigen, und Niemanden verrathen, was hier geschehen ist. Je mehr Netze ausgestellt sind, desto leichter ist der Edelhirsch zu fangen, und mir scheint, er hat sich schon so tief verwickelt, daß er niemals mehr wieder loskommen kann. Aber sehen wir doch, was das romantische und ehrbare Liebespaar macht?

Er legte sein Auge wieder an die Löcher in der Thür und spähete von neuem in das andere Gemach.

Ah, er theilt ihr jetzt seine Pläne für Tyrol mit, flüsterte er leise, er verspricht ihr, daß sie unterrichtet werden soll von Allem, was geschieht. Jetzt, jetzt nehmen sie Abschied. Aber wie? Mit einem Kopfnicken, einem Händedruck, weiter nichts! Ich muß doch hören, was mein Herr Schwiegersohn Johann mir jetzt sagen wird!

Er verließ hastig durch eine Seitenthür das kleine Gemach, stürzte die Treppe hinab, und stand, als der Erzherzog einige Minuten später dieselbe hinabgeschritten kam, in ehrerbietiger Haltung, ganz Freundlichkeit und Unterwürfigkeit, neben demselben.

Ew. Hoheit haben also wirklich die Gnade gehabt, Wort zu halten, rief Roschmann mit einem glücklichen Lächeln. Ew. Hoheit erzeigten meiner Tochter Camilla die Gnade Ihres Besuches?

Ja, lieber Roschmann, sagte Johann heiter, ja ich war bei Ihrer Tochter.

Und was sagte sie, Hoheit? Hat sie den Befehlen Eurer Hoheit Gehör gegeben? Willigt sie ein, sich dem Grafen Steinach zu vermählen?

Der Erzherzog legte seine Hand auf Roschmanns Schulter, und sein Antlitz strahlte von Heiterkeit und Glück, wie Roschmann es nie zuvor an ihm gesehen.

Sie hat nicht eingewilligt, sagte er, aber Sie dürfen ihr deshalb nicht zürnen. Sie hat das Gelübde gethan, sich nicht zu vermählen, bevor Tyrol nicht frei und glücklich ist. Nun, man darf sie nicht hindern, ihr Gelübde zu erfüllen. Aber wir wollen Alles in Bewegung setzen, um sie ihres Gelübdes zu entheben, das heißt, um Tyrol frei zu machen, ihm seine Verfassung und seine alten, verbrieften Rechte wiederzugeben. Dann, wenn wir dies Ziel erreicht, dann wollen wir Camilla wieder fragen, ob sie jetzt den Gemahl annehmen will, den wir ihr vorschlagen, und ich glaube, sie wird dann sich nicht mehr weigern, den Mann glücklich zu machen, der sie liebt. Aber es bleibt uns bis dahin noch viel zu thun! Zuerst müssen wir Metternich stürzen, und dazu wollen wir jetzt die entscheidenden Schritte thun!

---

## V.

## Die Warnung.

Eilen Sie, Herr Graf, eilen Sie, rief Hudelist, in das Kabinet des Grafen Metternich eintretend. Ew. Excellenz müssen sogleich zum Kaiser!

Und weshalb, mein Lieber, weshalb muß ich? fragte Metternich lächelnd. Sie gebrauchen da ein Wort, das ich durchaus nicht liebe, und das ich für mich niemals als zu Recht bestehend anerkannt habe.

Doch hat selbst der Gott Apoll, dem Ew. Excellenz so ähnlich sind, wie ein Zwillingsbruder dem andern, doch hat der sogar dem häßlichen Worte „Müssen" sich zuweilen unterworfen, wenn nämlich der Gott Zeus es zu ihm gesprochen.

Ah, und für mich spricht es auch der Gott Zeus? fragte Metternich lächelnd. Sie kommen als der Götterbote Mercurius, um mich zum Zeus, dem Don=

nerer, zu rufen? Dann freilich ist es etwas Anderes, und ich muß mich Ihrem Wort Müssen schon fügen und zum Kaiser gehen.

Nein, Excellenz, sagte Hudelist, ich komme leider nicht als Abgesandter des Kaisers, und es ist sogar sehr die Frage, ob der Kaiser Sie annehmen wird, wenn Ew. Excellenz ihm gemeldet werden.

Wie denn, mich annehmen? fragte Metternich achselzuckend. Der Kaiser hat mir in den jetzigen schwierigen Zeiten, wo jeden Moment wichtige Depeschen aus allen Himmelsgegenden ankommen können, die Erlaubniß gegeben, stets unangemeldet zu ihm einzutreten.

Ah, wenn das ist, Excellenz, dann sind Sie gerettet, rief Hudelist, und ich wiederhole Ihnen nur: eilen Sie, zum Kaiser zu kommen. Sie sind in Gefahr, das heißt, der Kaiserstaat ist in Gefahr! Ihre Feinde, welches zugleich die Feinde Frankreichs sind, haben das Ohr des Kaisers gewonnen, es ist ihnen gelungen, den Kaiser für ihre Kriegsprojecte zu gewinnen, und ihm begreiflich zu machen, daß er entweder jetzt Frankreich den Krieg erklären, oder eine Revolution in seinen eigenen Staaten gewärtigen müsse. Man hat ihm sein Volk als in höchster Aufregung

und Bewegung geschildert, man hat ihm gesagt, daß es nur Ein Mittel gäbe, um die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, und den Kaiserstaat siegreich aus den Gefahren hervorgehen zu lassen, die ihn bedrohten, nur dies Mittel: sofort Ew. Excellenz zu entlassen, und den Grafen Stadion an Ihre Stelle zu rufen.

Und was hat der Kaiser auf diese Vorschläge geantwortet? fragte Metternich, dessen schönes Gesicht nicht einen Moment den Ausdruck der Ruhe und des heitern Friedens verloren hatte.

Er hat den General Walmoden heute Morgen zu sich rufen lassen, und in seinem Kabinet sich über eine Stunde lang mit ihm besprochen. Dann hat er nach dem Erzherzog Carl gesandt, und ihn zu sich befohlen. Aber der Erzherzog mußte sich für heute entschuldigen lassen, weil er grade heute Nacht wieder einen Anfall seiner Krankheit gehabt hat, und noch zu schwach ist, das Bett zu verlassen. Der Erzherzog hat daher um gnädige Erlaubniß gebeten, erst heute Nachmittag zu kommen; der Kaiser hat es genehmigt und zu derselben Nachmittagsstunde auch den Erzherzog Johann, den er, wie Sie wissen, seit Monaten nicht gesprochen hat, zu sich befohlen. Um drei Uhr werden die beiden Erzherzöge bei ihm sein, und der

Erzherzog Johann wird, auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, auch den Grafen Stadion, der sich, wie die Kaiserin Ludovica ihrem Gemahl gesagt hat, seit einigen Tagen in Wien befindet, dem Kaiser zuführen. Bis dahin hat sich der Kaiser mit dem Befehl, Niemand zu melden, in sein Kabinet zurückgezogen, wo die Kaiserin Ludovica bei ihm ist, und ihn vor jeder schädlichen Einflüsterung behütet. Sie hat gemacht, daß der Kaiser selbst mir die gewöhnliche Morgenaudienz versagte, in welcher ich ihm sonst jedesmal Rapport erstatten mußte über Alles, was sich in Wien am vorigen Tage begeben, womit sich die Herrn Erzherzöge unterhalten und belustigt und was die chronique scandaleuse an neuem Stoff zur Unterhaltung geliefert. Der Kaiser liebt sonst diese meine Morgenrapporte sehr, und wenn er mich heute nicht zum Vortrag gelassen, so können Ew. Excellenz daraus ermessen, welchen Einfluß die Kaiserin Ludovica, Ihre mächtige und stolze Gegnerin, bereits über ihren Gemahl gewonnen hat, und wie weit das Complott vorgeschritten ist, das Ew. Excellenz stürzen soll. Ich sage also zum dritten Male: Ew. Excellenz, eilen Sie sogleich zum Kaiser, eilen Sie zu ihm, wenn Sie nicht wollen, daß Oesterreich diesen Fanatikern zum Opfer falle,

die den Krieg mit Frankreich, das heißt, das Unglück Oesterreichs auf ihre Standarte geschrieben. Eilen Sie, oder Sie haben aufgehört Minister zu sein, und Ihr Gegner, der Graf Stadion, tritt an Ihre Stelle!

Allerdings, mein Freund, ich werde mich beeilen zum Kaiser zu gehen, sagte Metternich lächelnd, aber nicht um, wie Sie wünschen, mir meine Ministerstelle zu erhalten, sondern gerade im Gegentheil, um Se. Majestät zu bitten, mich von derselben zu entheben. Ich bin der ewigen Kämpfe und Intriguen endlich satt und müde, und wünsche mich ganz und gar von den Staatsgeschäften zurückzuziehen. Zudem ist es möglich und wahrscheinlich, daß Graf Stadion in der That besser geeignet ist, das österreichische Staatsschiff durch alle Klippen und Brandungen hindurch zu führen, und es ist daher ganz natürlich, daß ich ihm den Platz räume.

Wie denn? fragte Hudelist ganz verblüfft. Ew. Excellenz wollen Ihre Entlassung nehmen?

Ja, ich will dem Kaiser meine Entlassung anbieten.

Hudelist schaute ganz entsetzt in das schöne lächelnde Antlitz des Ministers, aber auf einmal flog es wie ein Strahl des Verständnisses über sein Antlitz hin.

Ah, jetzt begreife ich, rief er freudig, Ew. Excellenz

wollen ein großes Mittel wagen, Sie wollen eine Krisis herbeiführen.

Ich denke wie Franz von Sickingen, sagte Metternich, leicht mit dem Kopf nickend, besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Entweder ich haue dem Lindwurm auf Einen Streich seine vielen Köpfe alle auf Einmal ab, oder ich ziehe mich ganz und gar zurück, um nicht von ihm verschlungen zu werden.

Excellenz, rief Hudelist, bis heute habe ich Sie verehrt als einen großen feinblickenden Diplomaten, von heute an bete ich Sie an als den weisesten, erhabensten und kaltblütigsten Staatsmann, vor dem sich mein Geist in den Staub beugt. Gott wird geben, daß es für Sie kein „Ende mit Schrecken" giebt, sondern daß Sie in dieser großen Krisis es über diejenigen herbeiführen, welche ihrem persönlichen Ehrgeiz die Ruhe und den Frieden Oesterreichs opfern wollen. Gehen Sie hin und bieten Sie dem Kaiser Ihre Entlassung an; wenn er sie von Ew. Excellenz annimmt, dann werde auch ich eilen, mich zurückzuziehen, denn es wird mein Stolz sein, mit dem großen Staatsmann Metternich zu stehen und zu fallen.

Wann sagten Sie doch, daß die Erzherzöge und

der Graf Stadion beim Kaiser zur Audienz sein werden? fragte Metternich.

Um drei Uhr, Excellenz.

Jetzt ist es zwölf Uhr, sagte Metternich, einen flüchtigen Blick auf die Pendule werfend, um halb drei Uhr werde ich mich zum Kaiser begeben, und habe also noch zwei und eine halbe Stunde für mich, die ich, wie ich es versprochen, zu einer Probe auf einem Liebhabertheater benutzen werde. Es ist morgen der Geburtstag meiner Gemahlin, und wir führen dazu ein allerliebstes französisches Stück auf, von dem jetzt die Generalprobe sein soll. Die Herzogin von Accerenza hat die Hauptrolle übernommen, und ich wirke in der Pièce als ihr verschmäheter und doch treuer Liebhaber, und ich hoffe, Sie werden uns morgen die Ehre gönnen, auch Zuschauer zu sein, denn aufgeführt wird das Stück jedenfalls, gleichviel ob ich dann noch Minister bin, oder ob ich dem Grafen Stadion habe weichen müssen. Jedenfalls bleibe ich doch der Graf Clemens Metternich, und meine Freunde werden es mir verzeihen, wenn ich auch nicht mehr Excellenz bin. Aber jetzt ist es die höchste Zeit, daß ich in die Generalprobe gehe, die gute Herzogin wird sicherlich schon ungeduldig sein. Auf Wiedersehen also,

mein Theuerster, und herzlichen Dank für die Freundschaft, die Sie mir heute bewiesen. Ich werde dessen eingedenk sein so lange ich lebe, und wenn ich auch jetzt, da ich im Begriff bin, in das Privatleben zurückzukehren, nicht mehr im Stande bin, Ihnen die Ehren und Würden zu schaffen, welche Sie verdienen, so kann doch vielleicht ein Tag kommen, wo ich wieder zu Macht und Ansehen gelange, und dann werde ich es als meine heiligste Pflicht erachten, Ihnen meine Dankbarkeit und zugleich die hohe Verehrung zu beweisen, die ich vor Ihrem Geist und Ihren Talenten hege. Ich vermisse auf Ihrer Brust mit wahrem Schmerz den Stephansorden! Es soll nicht an mir liegen, wenn er noch lange dort fehlt und wenn der Hofrath sich nicht bald in einen Staatsrath verwandelt! Leben Sie wohl und auf Wiedersehen morgen Abend in meinem Liebhabertheater!

Er reichte Herrn von Hudelist seine Hand dar und begleitete ihn bis zur Thür. Eben als dieser hinausgehen wollte, hielt Metternich ihn zurück.

Noch eins, mein lieber Herr von Hudelist, sagte er. Wie steht es mit unserm Herrn von Roschmann, dem faux frère, den wir dem guten Erzherzog Johann gegeben?

Ah, Excellenz, die Sachen gehen über Erwarten gut, erwiderte Hudelist mit seinem höhnischen Grinsen! Der faux frère ist als echter und getreuer Bruder angenommen, und in alle Pläne des Erzherzogs und seiner Genossen eingeweiht worden. Der gute Herr Hannes vertraut dem Tyroler Herrn von Roschmann ganz arglos, und dieser treibt ihn immer weiter in die gefährlichen Verschwörungspläne hinein.

Mein Gott, diese Sache kann aber für den Erzherzog, wie für den Kaiser selber sehr gefährlich werden, rief Metternich mit dem Anschein des Schreckens. Ich möchte, bevor ich mich zurückziehe von den Staatsgeschäften, dem guten Kaiser Franz einen letzten Dienst erweisen und ihm die Gefahr enthüllen, welche ihn in der Gestalt dieses aufrührerischen Prinzen Johann bedroht. Aber, da der Erzherzog jetzt wieder in Gunst zu gelangen scheint, so möchte ich nicht selber den Kaiser warnen, denn er könnte mich für den Rivalen seines Bruders halten, und mir keinen Glauben schenken. Es wird daher besser sein, wenn der Herr von Roschmann selber dem Kaiser seine Beichte macht, ihm alles das mittheilt, was er von den Plänen des Erzherzogs weiß, und sich von dem Kaiser selber die nöthigen Verhaltungsbefehle für die Folgezeit geben läßt.

Aber wird der Kaiser einwilligen, den Herrn von Roschmann zu empfangen? Ew. Excellenz wissen, daß er es durchaus nicht liebt, an die alten Geschichten aus Tyrol erinnert zu werden, und daß er die Männer, die im Jahre 1809 dort eine Rolle gespielt, lieber gar nicht kennen und sprechen möchte.

Der Kaiser liebt nicht die alten Geschichten aus Tyrol, aber die neuen wird er desto lieber hören, sagte Metternich lächelnd. Ich werde in meiner heutigen Abschiedsaudienz für den Herrn von Roschmann um eine geheime Audienz bei dem Kaiser bitten, ich werde dem Kaiser sagen, daß Herr von Roschmann ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe, und ich zweifle nicht, daß Sr. Majestät ihm die verlangte geheime Audienz bewilligen wird. Sagen Sie daher dem Herrn von Roschmann, er solle sich heute Abend neun Uhr bei mir einfinden, um von mir seine weitere Instruction zu empfangen. Und jetzt zum letzten Mal, leben Sie wohl! Ich muß in meine Theaterprobe, denn es wäre doch ein Scandal, wenn ich morgen mit meiner Liebhaberrolle Fiasco machte! Auf Wiedersehen, mein lieber Herr von Hudelist!

## VI.

## Die Rathgeber.

Kaiser Franz ging mit heftigen Schritten auf und ab in seinem Kabinet; seine Züge drückten die höchste Unruhe und Erregung aus, und obwohl er die Fliegenklappe in der Hand hatte, so dachte er dies Mal doch gar nicht daran, seiner Lieblingsbeschäftigung obzuliegen, und die Fliegen, die in harmlosester Unwissenheit auf der Wand saßen, zu tödten. Nicht einmal wandte er die Blicke zu ihnen hin, aber immer wieder richteten sie sich auf die Kaiserin Ludovica, welche auf dem Divan saß, und deren schönes bleiches Gesicht heute wunderbar belebt und wie von einem Freudenstrahl angehaucht schien.

Sie glauben also wirklich, daß der Metternich ein Liebesverhältniß mit der Königin Karoline, des Bonaparte's Schwester, unterhält? fragte der Kaiser end-

lich nach einer Pause, indem er vor der Kaiserin stehen blieb.

Ich glaube es nicht, Majestät, ich weiß es ganz gewiß, sagte die Kaiserin ruhig. Metternich hat seit Jahren schon ein Liebesverhältniß mit der Lieblingsschwester Napoleons, er steht mit ihr im eifrigsten Briefwechsel, und da die kluge und ihrem Bruder ganz ergebene Königin Murat einen großen Einfluß auf ihren zärtlichen Liebhaber übt, so ist es ganz erklärlich, daß Metternich von einem Bruch mit Frankreich nichts wissen will, sondern Alles anwendet, um Oesterreich in seiner Vasallenschaft von Frankreich zu erhalten!

Aber vielleicht hat man Ew. Majestät nur getäuscht, rief der Kaiser. Der Metternich hat halt sehr viele Feinde, und sie sagen ihm gar schlimme Dinge nach, um ihm zu schaden, und ihn zu verdächtigen.

Graf Metternich ist selbst sein größter Feind, sagte die Kaiserin ruhig, und er selber sagt sich die schlimmsten Dinge nach. Er ist eitel genug, aus seinem Verhältniß mit der Königin Karoline vor seinen Vertrauten kein Geheimniß zu machen, und als die Herzogin von Accerenza von ihm als Beweis seiner glühenden Liebe die Mittheilung der Briefe forderte, welche Metternich

von der Königin Karoline erhalten, hat er ihr wirklich dieselben mitgetheilt. Die Herzogin versichert, daß sie in einem sehr glühenden Liebesstyl geschrieben sind.

Der Herzogin von Accerenza hat er sie gezeigt? Hat der Metternich vielleicht mit ihr auch eine Amour?

Er bestürmt seit Jahren die Herzogin mit seinen Liebesbetheuerungen, und sie hat seit einiger Zeit sich den Anschein gegeben, als ob sie seine Liebe nicht zurückweise.

Aber der Metternich ist wahrhaftig ein gar unmoralischer Mensch, rief der Kaiser heftig. Ist verheirathet, und hat außerdem zwei Liebschaften auf Einmal. Ich kann halt solche Männer nit ausstehen, die sich immer mit Liebeleien umhertreiben, ich will gesetzte, moralische Leut' um mich sehen, die nit immer mit ihrem Herzen zu schaffen haben, sondern denen der Kopf auf der rechten Stelle sitzt, und das Herz fein kalt und ruhig erhält.

Metternich aber wird, um seiner unmoralischen Herzensaffairen willen, zum Verräther an seinem Kaiser und an Oesterreich, sagte die Kaiserin lebhaft. Denn es heißt sein Vaterland und seinen Kaiser verrathen, wenn er seine Politik abhängig macht von dem Willen einer Frau, welche die Schwester des Erzfeindes von

Oesterreich, und von der bekannt ist, daß sie ihrem Bruder in treuester Dienstbarkeit ergeben ist. Wen Königin Karoline Murat liebt, der muß ihr Bürgschaft gegeben haben, daß er ein ergebener Diener ihres kaiserlichen Bruders ist, daß er Alles thun wird, um dessen Interessen zu fördern, und ihm ein gehorsamer Sclave zu sein. Um Metternich's Liebesverhältnisses willen mußte Oesterreich der demüthige Bundesgenosse Frankreichs sein, mußte ihm ein Armeecorps für den unheilsvollen Krieg in Rußland stellen, mußte seine tapfern Soldaten dem Hunger und Elend preisgeben und alle Familien mit Trauer und Herzeleid erfüllen. Und auch jetzt noch, da Gott endlich den Uebermuth des Despoten gestraft, da er ihn hat zu Schanden werden lassen mit all seiner Macht und Herrlichkeit, jetzt noch, da Gott und die Menschen das Urtheil gesprochen haben über den Wahnwitzigen, der sich vermaß die Welt neu zu gestalten, und dessen Macht an den Eisschollen Rußlands zerbrach, jetzt noch soll Oesterreich der Bundesgenosse und Vasall Frankreichs bleiben. Denn thäte es das nicht, so würde die Königin Karoline Murat ihrem Liebhaber zürnen, und an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zweifeln.

Ah, ich will sie halt schon lehren, an ihm zu

zweifeln, rief der Kaiser zornig, ich will der Welt schon beweisen, daß nicht der Metternich Kaiser von Oesterreich ist, sondern daß ich es bin, der das Staatsruder in seiner Hand hält, und der es lenkt nach seinem eigenen Gefallen!

Die Kaiserin hatte sich lebhaft von ihrem Sitz erhoben und näherte sich dem Kaiser. Ein wundervoller Glanz von Freude lag über ihrem edlen Angesicht, ihre Augen strahlten, ihre Wangen waren geröthet, und um ihre Lippen spielte ein seltsames glückliches Lächeln.

Nach einer leidenschaftlichen Innigkeit ergriff sie des Kaisers beide Hände und drückte sie an ihre Brust.

Ach mein Kaiser und Gemahl, rief sie stürmisch, ich beschwöre Sie, beweisen Sie das der Welt, beweisen Sie es ihr, daß Sie und Sie allein der Gebieter und der Herr in Oesterreich sind. Lassen Sie den unseligen Einfluß enden, den Metternich sich angemaßt, und mit dem er Oesterreich an den Rand des Abgrundes geführt hat. Vernehmen Sie die Stimme Ihres Volkes, die Stimme von ganz Deutschland, Majestät, Vergeltung und Strafe, das ist es, was die Völker begehren, was sie jetzt erkämpfen wollen,

auf dem letzten großen Schlachtfeld, auf dem sie mit Napoleon sich begegnen werden. O mein Gemahl, die Stunde des Gerichts ist gekommen, lassen Sie Sich nicht auf der Seite des Gerichteten finden, erheben Sie Ihre volle gewichtige Stimme, werfen Sie Ihr Schwert in die Wagschale, und rufen Sie: Er ist schuldig, und muß gerichtet werden! Ich will keinen Theil mehr haben an dem Verbrecher, der das Blut von Millionen Menschen vergossen hat, der den Rechten aller Fürsten und aller Völker Hohn gesprochen hat, und dem nichts heilig gewesen, weder seine Schwüre und Versprechungen, noch die Gesetze und Rechte Anderer. O mein Kaiser, mein geliebter Gemahl, haben Sie endlich Erbarmen mit mir, mit den Thränen, die ich seit Jahren über die Schmach und das Unglück Oesterreichs vergossen habe, Erbarmen mit der tiefen Qual Ihrer Völker. Denken Sie, was Sie selber gelitten haben von dem Uebermuth und dem Stolz dieses entsetzlichen Mannes. Rufen Sie jene furchtbare Stunde in Ihr Gedächtniß zurück, wo nach dem blutigen Schlachttage von Austerlitz Sie mit dem stolzen Sieger eine Zusammenkunft hatten. Gedenken Sie jenes Wachtfeuers, wo Sie, der Verabredung getreu, nur von Ihrem Adju-

tanten begleitet erschienen, während er dennoch von seinem ganzen Generalstab umgeben, im Pomp seiner kaiserlichen Würde Sie empfing, und den Kaiser von Oesterreich als einen demüthigen Bittsteller behandelte, dessen Existenz von dem Willen Bonaparte's allein abhängig sei.

Es ist wahr, es war ein abscheulicher Moment, murmelte der Kaiser, und ich werd's dem Bonaparte niemals vergessen, daß er mich damals so gar übermüthig behandelt hat.

Vergessen Sie ihm auch nicht, wie schwer er Sie auch später noch beleidigt hat, rief die Kaiserin glühend, vergessen Sie nicht, daß er nach der Schlacht von Wagram es wagte zu fordern, Ew. Majestät sollten der Krone Oesterreichs entsagen zu Gunsten Ihres Bruders des Herzogs von Würzburg, vergessen Sie nicht, mit welchem Uebermuth er allen Puncten des Wiener Friedens Hohn gesprochen, keine Bedingung desselben seinerseits erfüllt, dagegen unnachsichtlich verlangt hat, daß Oesterreich alle Bedingungen desselben, wie schwer sie Ihnen auch fallen möchten, erfüllte. Sie wollten den Minotaurus zum Heil Oesterreichs beschwichtigen, und brachten ihm Ihr eigenes Kind zum Opfer dar! Vergebliches Bemühen!

Das Unheil Oesterreichs ward dadurch um Nichts gemildert, die harten Bedingungen des Wiener Friedens blieben unverändert, und nicht eine einzige der Millionen Kriegssteuer, die Oesterreich an Frankreich zu zahlen sich verpflichtet, ward erlassen, nicht einer jener Landestheile und Provinzen, die Napoleon sich widerrechtlich angeeignet, kehrte in den Besitz Oesterreichs zurück. O vergessen Sie das Alles nicht, mein Gemahl! Vergessen Sie auch nicht, mit welchem stolzen Uebermuth er Ihnen in Dresden begegnete, als wir dort auf seinem russischen Triumphzuge mit ihm zusammentrafen, wie er sich der Halbgott däuchte, vor dem alle Fürsten und alle Länder demüthig in den Staub sinken sollten.

Ja, rief der Kaiser achselzuckend, es war ja in Dresden, wo mir mein Herr Schwiegersohn auseinandersetzte, daß er der Rudolph von Habsburg seiner Familie sei. Er dachte, das soll ein Pflaster dafür sein, daß ich die Marie Louise an den Advocatensohn hingegeben. Aber ich meine doch halt, dieser neumodische Herr Rudolph von Habsburg wird nit so viele Enkel und Urenkel aus seinem Stammbaume aufsteigen sehen, als es der unsere that, sein Thron könnt'

gar leicht mal wacklicht werden und den ganzen Stammbaum zerbrechen.

Sie meinen das? rief Ludovica freudestrahlend. Sie zweifeln an dem Glück Napoleons? O nun ist Oesterreich, nun ist Deutschland gerettet! Denn wenn Sie zweifeln, werden Sie auch dies unnatürliche Bündniß mit dem Erbfeind Ihres Hauses zerreißen, werden in offener heiliger Feindschaft dem Despoten gegenübertreten, der Oesterreich seit so vielen Jahren mit Jammer und Elend, mit Blut und Schmach überfluthet, der Sie so vielfach beleidigt, gekränkt und gedemüthigt hat! O Majestät, im Namen Deutschlands, im Namen Oesterreichs, im Namen Ihrer Selbst, fordere ich Sie auf: Rache zu nehmen an Napoleon, ihn zu verlassen, wie Gott und sein Glück ihn verlassen hat!

Es ist halt eine gar schlimme Sache, sagte der Kaiser gedankenvoll. Der Bonaparte ist doch immer noch mein Schwiegersohn, seine Gemahlin ist meine Tochter und sein Sohn ist mein Enkel. Möcht' allerdings ihn selber gar gern stürzen, und ihm all' die Demüthigungen zurückgeben, die er mir gethan, aber ich kann doch meine Tochter und meinen Enkel nicht mit ins Verderben führen. Und ein Krieg mit dem

Bonaparte könnte gar leicht zu ihrem Verderben ausschlagen, denn wer will den entfesselten Elementen Stillstand auferlegen, wer will dem Haß und der Rache gebieten, mitten auf ihrem Wege inne zu halten, den Bonaparte zu vernichten, aber seine Gemahlin unberührt zu lassen, und seinem Sohn den Thron unverkümmert zu erhalten, von dem sie den Vater hinabgestoßen.

O Majestät, denken Sie jetzt nicht an Dynastien und Verwandtschaftsrücksichten, flehte die Kaiserin glühend, denken Sie an das Große, Allgemeine, an das Unglück, welches Ihre Völker so lange und mit so viel Resignation und Treue getragen, denken Sie daran, ihnen zu vergelten, selbst wenn darüber das Glück Ihres Kindes gefährdet werden sollte. Ihre Unterthanen sind ja auch Ihre Kinder, und sie haben so viel geweint, so viel geblutet. Trocknen Sie ihre Thränen, verbinden Sie ihre Wunden, und der Segen von ganz Deutschland, von ganz Europa wird Ihnen lohnen, und Ihre Völker, die Sie bis jetzt geliebt, weil sie mit Ihnen unglücklich waren, Ihre Völker werden Sie anbeten als ihren Helden, ihren Befreier und Erlöser.

Das ist Alles recht gut und schön, sagte Franz

zögernd, aber ich muß es mir halt doch noch ein bissel überlegen. Ich hab' den Grafen Stadion hierher bestellt, und ich denk' er muß sogleich hier sein.

Ew. Majestät erwarten den Grafen Stadion schon jetzt? fragte Ludovica lebhaft. Ich glaubte verstanden zu haben, daß der Graf Stadion um drei Uhr erst mit dem Erzherzog Johann hieher kommen sollte.

Hab's halt vorgezogen den Stadion erst allein zu sprechen, und seine Ansicht zu vernehmen, es liegt mir nit so gar viel daran zu hören, was die Herren Brüder sagen. Es sind leidenschaftliche und ehrgeizige Prinzen, und ich weiß es halt auswendig, was sie mir sagen werden. Das erste ist: Krieg, und das zweite ist Krieg, und wieder Krieg. Und dann kommen die hochtönenden Phrasen von dem Wohl meiner Unterthanen, von der bedrohten Volksfreiheit und von der heiligen Rache, die man an dem Despoten und Tyrannen nehmen muß! Das klingt Alles recht schön, aber es sind halt nur hohle Phrasen, mit denen man leicht um sich werfen kann; sie platzen in der Luft, und thun Niemanden Schaden; aber wenn der Bonapart mit Granaten darauf antwortet, so platzen die Dinger auch, aber sie thun uns halt sehr vielen Schaden! Ehe ich daher meine Herren Brüder, die

schmetternden Kriegstrompeten, höre, wollt' ich erst den Grafen Stadion sprechen. Und schauen's, Frau Kaiserin, ich glaub' er kommt schon!

In der That, die Thür hatte sich eben geöffnet, und der eintretende Kammerhusar meldete den Grafen Philipp von Stadion.

Der Kaiser befahl ihn eintreten zu lassen, und ging dem Grafen dann fast bis an die Thür entgegen.

Nun schauen's, da sind Sie ja wieder, rief er, dem Eintretenden freundlich zunickend. Haben uns recht lange nit gesehen, Graf. Wann war's denn, als Sie zuletzt Abschied von mir nahmen?

Majestät, sagte Graf Stadion mit leiser, trauriger Stimme, es war vor beinahe vier Jahren.

Ach ja, ich entsinne mich jetzt, rief der Kaiser lächelnd, es war in Komorn, als wir den Waffenstillstand von Znaym geschlossen hatten, und ich Ihnen sagte, daß mir halt nichts übrig bleiben würde, als Frieden zu machen mit dem Bonaparte, weil es doch besser sei, etwas zu retten, als ganz und gar zu Grunde zu gehen. Aber Sie sind halt kein Mann des Friedens, und darum forderten Sie von mir Ihre Entlassung, schieden aus dem Ministerium, und verließen mich und den Hof. Und wo sind's denn gewesen diese langen

Jahr' hindurch? Hab' Sie gar nimmer wieder gesehen?

Majestät, ich lebte einsam und still auf meinen Gütern, und würde mich dort auch ganz glücklich gefühlt haben, wenn nicht dort ein neues Unglück mich betroffen.

Was war's denn für ein neues Unglück?

Mein theurer Bruder Friedrich ist mir vor zwei Jahren gestorben, Majestät.

Ach ja, ich vergaß, der Friedrich ist gestorben. Und darum sind Sie so traurig?

Majestät, er war der schönste Theil aus meinem Leben, war mein besseres Ich!

Merkwürdig, sagte der Kaiser sinnend, begreif's halt nit, daß man einen Bruder so lieben, und sich so viel aus ihm machen kann. Ich meinestheils wär' ganz froh — bin ganz froh, verbesserte sich der Kaiser, daß ich Sie wieder seh', lieber Graf. Sie kommen freilich nit daher wie die Taube mit dem Oelblatt, die den Frieden bringt, sondern Sie sind wie der Sturmvogel, der nur dann sichtbar wird, wenn die Welt in Aufruhr geräth, und sich schnell verkriecht, wenn wieder die Sonne scheint und es wieder Frieden giebt.

Verzeihung, Majestät, sagte Graf Stadion ernst, der Wiener Frieden war kein Sonnenschein, und darum verkroch ich mich, um in der Einsamkeit zu trauern über Oesterreich's Unglück und Schmach.

Und jetzt kommen's wieder zum Vorschein, weil Sie meinen, daß der Sturm wieder losgehen wird, und es mit dem Frieden vorbei ist! Sagen's ehrlich, wie kommt's, daß Sie gerade jetzt hieher nach Wien gekommen sind?

Majestät, das Gottesgericht in Rußland war der erste Hoffnungsstrahl, der in mein freudenleeres Herz fiel, und ich kam nach Wien, um zu sehen, ob meine Hoffnungen nicht vergeblich gewesen.

Aber Sie kamen nicht zu mir, sagte der Kaiser lebhaft, mich hatten's Ein für alle Mal aufgegeben, und gingen nur zu meinen kampfeslustigen Brüdern.

Verzeihung, Majestät, sagte die Kaiserin, Graf Stadion kam auch zu mir.

Nun, das ist ungefähr dasselbe, rief Franz lächelnd, denn der Graf wußte wohl, daß die Frau Kaiserin auch immer kampflustig ist. Aber die Frau Kaiserin war wenigstens ehrlicher als meine Herren Brüder, und sie sagt mir, daß der Sturmvogel Graf Philipp Stadion bei ihr gewesen, und ihr dank's ich also, daß

ich Sie nach so langer Zeit wieder begrüßen kann. Hab' Sie aber rufen lassen, Graf, weil ich Ihre Meinung hören will! Sie sind ein Heißkopf, aber Sie sind ehrlich und ehrenhaft zugleich, und Sie lieben Oesterreich. Wollen's mir also versprechen, daß Sie mir offen und ehrlich Ihre Meinung sagen wollen?

Ja Majestät, so wahr mir Gott helfe in meiner Sterbestunde, ich werde Ihnen meine Meinung offen und ehrlich sagen!

Nun so sprechen's denn, Stadion. Wie sieht es in Deutschland aus? Glauben's wirklich, daß es an der Zeit sei, dem Kaiser Napoleon den Frieden aufzukündigen? Daß wir den Fürsten Schwarzenberg, der heute aus Galizien hier angelangt ist, nicht auf seinen Gesandtschaftsposten nach Paris zurückkehren lassen?

Majestät, das sind drei rasche Fragen auf Einmal, die sich nicht so leicht beantworten lassen, sagte Stadion lächelnd. Ew. Majestät fragten zuerst, wie es in Deutschland aussieht? Ich antworte darauf ehrlich und gewissenhaft: Deutschland steht am Vorabend einer großen Zeit, ein göttliches Feuer erwärmt alle Herzen ein wahres Frühlingsknospen und Blühen ist in allen Gemüthern, und Jeder fühlt es klar und freudenvoll, daß die Tage der Schmach jetzt endlich vorüber, daß

die Tage der Vergeltung gekommen sind. Wie zu einem großen Verbrüderungsfest einigen und sammeln sich jetzt alle Deutschen Stämme, und zum Ersten Male fühlen sie sich einig zu Einem Wollen, Einem Vollbringen! An den Ufern der Beresina hat Gott die Stirn des Gewaltigen berührt und gezeichnet, und die Deutschen haben auf der ehernen Stirn des flüchtenden Kaisers das Wort Gottes gelesen, welches heißt: Er ist gerichtet! Dieses Wort hallt wie ein Jubelruf durch alle Gauen Deutschlands wieder, jede Hand greift zum Schwert, jeder Mann ist kampfbereit, und harrt nur des Rufes der Fürsten, die zum Kampf die Völker aufrufen sollen.

Aber die Fürsten, schauen's die Fürsten, das ist grad' die Hauptsach. Werden die sich auch empören gegen den Napoleon? Wird der Rheinbund nicht auch Front machen gegen diejenigen, welche ihr Schwert wider den Kaiser der Franzosen erheben wollen.

Der Rheinbund ist schon jetzt so gut wie aufgelöst, Majestät, und die deutschen Fürsten, welche ihm angehört, werden sehr bereit sein, den Mann zu verlassen, dem sie anhingen, weil er ihnen Königstitel, Macht und Länder geben konnte, den sie jetzt aber aufgeben werden, weil er in Begriff ist, sie mit in sein

Verderben hinein zu ziehen. Sie haben sich von ihm heben und emportragen lassen, sie werden sich aber wohl hüten, mit ihm zu Grunde zu gehen. Baiern, Sachsen und Würtemberg sind erschöpft an Menschen und an Geld, und der Bürger, der schon lange gemurrt, sagt es jetzt laut, daß er für den Kaiser Napoleon weder sein Geld, noch seine Söhne mehr hergiebt, daß er aber gegen Napoleon nicht bloß sein Geld und seine Söhne, sondern auch Sich Selber freudig dem Vaterlande darbringen wird. Preußen hat schon lange im Geheimen gerüstet, und der Abfall des Generals York ist, obwohl der König ihn für den Moment noch desavouirt, dennoch das erste Signal zu dem Abfall ganz Preußens. Der ganze Norden von Deutschland ist bereit sich zu erheben, und den Kampf gegen den verhaßten, jetzt nicht mehr gefürchteten Feind Deutschlands zu beginnen. Denn Napoleon ist zu dieser Stunde nicht mehr furchtbar, seine große Armee existirt nicht mehr, und Frankreich wird ihm keine neue Armee mehr stellen können, es ist erschöpft an Menschen. Freilich hat der Kaiser, so wie er in Paris angelangt war, sogleich eine neue Conscription ausgeschrieben, und will eine neue Armee von dreimalhunderttausend Mann schaffen, aber die Ein-

berufenen folgen nur widerstrebend, und laut murrend seinem Ruf; an vielen Orten müssen sie mit Gewalt zusammengeschaart und eingekleidet werden, und sie entlaufen dennoch wieder und flüchten zu ihren Eltern, welche sie vor den Exekutionsmannschaften verbergen. Diejenigen, welche sich stellen, sind die Ausrangirten des vorigen Jahres, oder junge Bursche, zu schwach und noch zu jung, um gute Soldaten abzugeben, und den Strapazen des Kriegsdienstes gewachsen zu sein. Der Kaiser Napoleon wird also im besten Fall, wenn er wirklich seine dreitausend Mann zusammenbringt, keine dreitausend Soldaten haben, sondern nur junge Bursche und undisciplinirtes Gesindel, das seinen Fahnen zuläuft, weil es bezahlt wird, aber mit solchen Leuten lassen sich nicht Schlachten gewinnen, und Länder erobern. Wenn also Ew. Majestät dem Bündniß mit dem Kaiser der Franzosen treu bleiben, so werden Sie ganz allein den Kampf gegen den russischen Koloß auf sich nehmen müssen, und dabei in erster Reihe stehen, ohne auch nur auf die Mitwirkung Frankreichs rechnen zu können.

Das ist allerdings ein gar schlimmes und trauriges Bild, was Sie uns da ausmalen, sagte Franz, leise sein Haupt schüttelnd. Dennoch sind Sie der

Meinung, Oesterreich müßte es machen, wie die Fürsten des Rheinbunds und wie Preußen es wahrscheinlich machen werden, Oesterreich müßte seinen beschworenen Allianzvertrag mit Frankreich für null und nichtig erklären, und seinen Schwüren wortbrüchig werden?

Ja, Majestät, das ist meine wahre und aufrichtige Meinung, Ew. Majestät haben der Allianz mit Frankreich tausende Ihrer Unterthanen, Ihr Geld und Ihre Provinzen zum Opfer fallen sehen, Sie haben sich überzeugen müssen, daß diese Allianz Ihrer eigenen Monarchie zum Verderben gereichen wird, daß Sie durch dieselbe statt Ihrem Lande den Frieden zu sichern, es nur in furchtbare und blutige Kriege hineinziehen, bei denen für Oesterreich kein Vortheil und Gewinn, sondern nur Nachtheil und Verlust zu erwarten ist. Aendern Ew. Majestät also, zum Wohl Ihrer eigenen Monarchie, Ihr System, erklären Sie die Allianz für aufgelöst und beendet, und treten Sie mit rascher Entschiedenheit plötzlich, und ehe Napoleon noch Zeit hat sich gegen Sie zu wenden, gerüstet gegen ihn in die Schranken. Rufen Sie Ihre Völker, rufen Sie Deutschland zu den Waffen gegen Frankreich, und mehr als funfzig Millionen Menschen werden sich für Ew. Majestät erheben, werden freudejauchzend und begeisterungs-

voll in den Kampf gegen den verhaßten Unterdrücker hinausziehen, sie werden Ihnen nicht allein Ihre geraubten Provinzen zurück erobern, sondern sie werden, wenn Ew. Majestät es wollen, Sie wieder auf den deutschen Kaiserthron erheben, und Ew. Majestät werden von ganz Deutschland freudig als der Kaiser von Deutschland begrüßt werden!

Danke, rief der Kaiser mit einer abwehrenden Bewegung, danke! Hab' ganz und gar keine Lust, den schlimmen Posten wieder zu übernehmen, und mich wieder mit den Fürsten und Reichsbaronen, und dem Reichskammergericht herumzuzanken! Bin herzlich froh, daß ich die ganze Sach' los geworden bin, und will ganz und gar nichts mehr damit zu schaffen haben! Es genügt mir vollkommen, Kaiser von Oesterreich zu sein, aber unlieb wär's mir halt nit, wenn ich die Lombardei und Illyrien, Kärnthen und Krain dem Kaiser der Franzosen wieder entreißen könnt'. Wenn ich auch kein Eroberer bin, wie der Bonaparte, so möchte ich doch gern wieder haben, was Mein gewesen, und was ich nur aus Noth und gezwungen habe fortgeben müssen! Und Sie glauben wirklich daß der Moment zur Wiedereroberung meiner verlorenen Provinzen gekommen wäre?

Ja, Majestät, ich glaube das ganz entschieden.

Und Sie, Frau Kaiserin, Sie glauben das auch?

Ja, mein Gemahl, ich habe die freudige, unerschütterliche Siegesgewißheit in mir, rief Ludovica. Sie werden Ihre Provinzen wieder erobern, Sie werden dem hochmüthigen, unersättlichen Räuber Ihr Eigenthum wieder entreißen! Illyrien, Kroatien und die Lombardei warten nur auf den Ruf Eurer Majestät, um sich zu erheben, um zu den Waffen zu greifen und sich frei zu machen vom französischen Joch; Tyrol hat drei Jahre schon in schmerzlichster Sehnsucht die weinenden Blicke nach Oesterreich hingewandt, Ew. Majestät braucht nur die Hand zu erheben, und die Freudenfeuer flammen von den Bergen, und die Hirten verwandeln sich in Helden, und auf's Neue vertreiben die kühnen Tyroler den verhaßten Feind, wie sie es drei Mal gethan, im Heldenjahr von 1809!

Ja, ja, murrte der Kaiser vor sich hin, hab' halt nur nöthig ihnen den Johann zu schicken, den „Herrn des Gebirges," wie sie ihn nennen, und das ganze Volk von Tyrol steht für ihn auf.

Nein, nicht für ihn, rief Ludovica begeistert, nicht für ihn, sondern mit ihm für ihren geliebten Herrn, für ihren theuren Kaiser Franz! Und wie Illyrien

und Kärnthen und Krain, wie die Lombardei und Tyrol, so wird auch Steyermark und Inner-Oesterreich, so wird auch Böhmen und Gallizien sich freudig erheben, wenn ihr Kaiser zu den Waffen ruft, und nur Ein begeistertes Volk und Einen geliebten Herrn wird es geben in Oesterreich, und einig wird Volk und Kaiser sein zu dem heiligen, erhabenen Ziel: die Welt zu befreien von dem Despoten, der die Völker und die Fürsten, die Freiheit und die Gerechtigkeit mit stolzem Hohn unter seine Füße getreten hat.

Sie machen mir da eine gar verlockende Schilderung, Frau Kaiserin, sagte Franz lächelnd, und ich denk', ich werd' Ihrer Sirenenstimme schon folgen müssen, ich werd' mich von Ihnen und von den Gründen des Herrn Grafen von Stadion für überwunden erklären, und werd' wohl mein System ändern müssen. Aber nur Eins ist dabei zu bedenken: der Graf Metternich hat die Allianz mit Frankreich abgeschlossen, und es wird ihm daher sehr empfindlich sein, diese Allianz jetzt brechen zu sollen! Er wird mir gar viele Einwendungen und Schwierigkeiten machen, der Metternich!

Kommen Ew. Majestät dem zuvor, rief Ludovica rasch, entfernen Sie Metternich, geben Sie ihm seine Entlassung. Das wird ganz Oesterreich, ja ganz Eu-

ropa eine Garantie sein, daß es Eurer Majestät heiliger Ernst ist, mit Frankreich zu brechen, denn ganz Europa weiß, daß Metternich es ist, welcher das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich zu Stande gebracht, welcher seinen Einfluß auf Ew. Majestät dazu benutzt, um Ew. Majestät als den treuen Bundesgenossen und Vasallen Frankreichs zu erhalten, weil der Kaiser Napoleon ihm dafür verheißen, ihn in seiner Stellung als den Minister und Lenker Oesterreichs zu behaupten, und zu beschützen.

Ach, ich werd' halt dem leichtgläubigen Europa beweisen, daß ich in Oesterreich regiere, und daß der Graf Metternich nur so lange Einfluß auf mich hat, als ich ihm denselben verstatten will, rief Franz gereizt. Ich werde den Grafen Metternich noch in dieser Stunde aus meinem Dienst entlassen, und wir werden ja sehen, was dann aus den Versprechungen Napoleons wird, den Metternich in seiner Ministerstelle zu schützen, und zu erhalten. Ja, ich werd' den Metternich sogleich entlassen, aber es kommt denn darauf an, sogleich einen andern tüchtigen und bewährten Mann zu haben, den ich an seine Stelle setzen kann. Wissen Sie mir sogleich einen solchen Mann zu nennen, Frau Kaiserin?

Ludovika lächelte und warf ihre strahlenden Augen auf den Grafen Stadion hin.

Ich dächte, Ew. Majestät hätten nicht nöthig, weit zu laufen, sagte sie, und der Mann, welchen Ew. Majestät suchen, ist bald gefunden.

Auch über das Antlitz des Kaisers flog ein Lächeln, aber es verschwand sogleich wieder. Sie haben Recht, rief er, der Mann ist gefunden. Herr Graf Stadion, fragte er lebhaft, Sie waren in dem Unglücksjahr 1809 mein Minister, — wollen Sie das Portefeuille, welches Sie damals niederlegten, weil wir Frieden machten, wollen Sie es jetzt, da wir wahrscheinlich den Krieg beginnen, wieder annehmen?

Majestät, sagte Graf Stadion überrascht, diese Frage kommt mir so rasch, so unvorbereitet, daß ich nicht sogleich darauf zu antworten weiß. Ich bitte Ew. Majestät inständigst um Verzeihung, wenn ich daher nicht sogleich mich entscheiden kann. Es ist eine so ernste, heilige Sache, daß ich mich erst mit meinem eigenen Gewissen berathen muß, ob ich auch die Kraft und die Befähigung habe, in einem schwierigen Moment eine Stelle zu übernehmen, welche Herr von Metternich bisher zur Zufriedenheit Eurer Majestät ausgefüllt hat.

Nun, wie viel Zeit brauchen Sie um nachzudenken, und sich zu entscheiden? fragte der Kaiser. Bedenken's, Herr Graf, daß die Zeit jetzt rasch geht, und daß an Einer Minute oft die Entscheidung über Krieg und Frieden, über Leben und Tod hängt.

Majestät, ich bitte um eine Stunde, um zu überlegen, und zu entscheiden.

Und um sich mit meinen Herren Brüdern zu berathen, nit wahr? fragte der Kaiser. Nun gut, es ist jetzt zwei Uhr, in einer Stunde erwarte ich hier meine Herren Brüder, Sie, Herr Graf, können dann mit ihnen zugleich, wie wir's ja schon zu Anfang beschlossen, zu mir kommen. Sie werden mir dann sagen, was Sie entschieden haben, und ob Ihr Gewissen Ihnen erlaubt, mein Minister zu werden! In einer Stunde also!

Er winkte dem Grafen einen Abschiedsgruß zu; Graf Stadion verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Kaiser und der Kaiserin, und verließ, rückwärts gehend, das Kabinet.

Und jetzt, Frau Kaiserin, sagte Franz, sich seiner Gemahlin nähernd, jetzt, nit wahr, jetzt sind Sie zufrieden mit mir?

Oh Majestät, rief Ludovica, ihm ihre beiden Hände

darreichend, Sie haben mich in dieser Stunde so glücklich und zufrieden gemacht, wie ich es niemals gewesen. Ich danke Ihnen, mein Gemahl, ich danke Ihnen von Herzensgrund, und die Erinnerung an das Glück, das Sie mir heute bereitet, soll mich entschädigen für Alles, was ich gelitten! Denn heute zum ersten Mal habe ich gefühlt, daß die kalte Schranke, welche bisher Ihr Herz von dem meinen getrennt hat, endlich gefallen ist, daß ich Ew. Majestät nicht mehr bloß die Kaiserin bin, die Sie vor Ihrem Hofstaat anerkennen, sondern endlich auch die Gemahlin, der Sie vertrauen, die Sie Theil haben lassen an Ihren Sorgen, und der Sie einen kleinen Einfluß auf Ihre Entschließungen bewilligen. Oh und wie glücklich, wie stolz macht mich dies Gefühl, wie will ich Sie dafür lieben, und verehren!

Ja, ja, sagte der Kaiser lächelnd, wenn man den Frauen ihren Willen thut, und sich von ihnen leiten läßt, dann haben sie ihre Männer gern, und meinen, daß man sie liebt. Ich bin halt nit so schlimm, wie Sie bisher gedacht haben, Frau Kaiserin, wenn ich auch nit so gar gemüthlich bin, als die guten Wiener es von mir glauben mögen. Aber jetzt, Frau Kaiserin, jetzt bitt' ich Sie, daß Sie mir erlauben wollen, Sie

in Ihre Gemächer zurück zu begleiten. Hab' noch allerlei zu arbeiten, bevor die Herren Brüder und der Graf Stadion hieher kommen.

Nein, mein theurer Gemahl, begleiten Sie mich nicht, sagte die Kaiserin mit einem reizenden Lächeln; wozu das steife Ceremoniell unter Eheleuten, die sich lieben, und vertrauen? Erlauben Sie mir Ihnen Lebewohl zu sagen, und mich still zu entfernen, und Sie, mein theurer geliebter Franz, Sie gehen sogleich an Ihren Schreibtisch.

Ah, schauen's, rief der Kaiser, da ist Ihnen etwas passirt, was Ihnen noch nie begegnet ist. Sie haben mich Franz genannt, Ihren geliebten Franz, während ich sonst immer nur von Ihnen Majestät, Herr Kaiser, oder wenn's hoch kommt „mein Gemahl" genannt ward. Ja, ja, Frau Kaiserin, hätten's mich gleich zu Anfang unserer Ehe so herzlich und freundlich angeredet, hätten's mich nit gar so kalt und ceremoniell empfangen, daß es mir war, als stünd' ein Schneemann zwischen uns, so wär' Manches anders und besser geworden. Hab' erst Zwicken in den Ohren gehabt, von Ihrem „Majestät", und „mein Gemahl", und ein rechtschaffenes „Fränzel" wär' mir lieber gewesen, als all' die zierlichen und abgedrechselten Redensarten, die mein

Herz gar sehr verschüchtert haben. Aber jetzt, da Sie mich Ihren Franz genannt haben, jetzt will ich Ihnen auch eine Belohnung dafür geben. Haben so oft die Vermittlerin zwischen meinen Herren Brüdern und mir gemacht, haben mir jetzt den Grafen Stadion recommandirt, dafür sollen Sie es auch sein, welche den drei Herren heute eine Ueberraschung bereitet. Ich bitte, nehmen's Platz, ich will nur ein paar Billets schreiben!

Er nickte der Kaiserin zu, und trat zu seinem Schreibtisch. Mit rascher Hand schrieb er einige Zeilen auf ein Blatt Papier, das er dann zusammenfaltete und adressirte. Dann nahm er ein zweites Blatt, dann ein drittes, auf jedes schrieb er einige hastige Worte, und adressirte sie, zündete ein Licht an, und versiegelte Jedes der drei Billets mit seinem Handsiegel.

Hier, Frau Kaiserin, sagte er dann, mit den drei Billets sich der Kaiserin nähernd, hier sind drei wichtige Depeschen, haben Sie die Güte, Punct um drei Uhr mit denselben wieder hieher zu kommen. Diese Billets sind, wie Sie sehen, an meine Herren Brüder und an den Grafen Stadion, sie enthalten meine Bestimmung über ihre Zukunft, und die Zukunft Oester-

reichs. Sie, die treue Freundin und Fürsprecherin der drei Herren, Sie sollen Ihnen daher auch diese meine Billets überreichen. Da, nehmen Sie, Frau Kaiserin, und seien Sie pünctlich um drei Uhr hier!

Ludovica nahm die dargereichten Billets aus der Hand des Kaisers, welche sie zugleich innig an ihren Busen drückte.

Oh, mein theurer geliebter Gemahl, sagte sie bewegt, wie glückselig macht mich Ihre Güte, und wie —

Se. Excellenz, der Herr Staatsminister, Graf Metternich, rief der Kammerlakai, die Thür öffnend, durch welche sofort Metternich in das Kabinet eintrat.

Ei, schauen's, der Metternich, sagte der Kaiser. Sie kommen ja zu einer gar ungewöhnlichen Stunde.

Majestät, eine wichtige Geschäfts-Angelegenheit führt mich zu Ew. Majestät, sagte Metternich, sich tief verneigend.

Gut, gut, ich bin bereit, rief der Kaiser, es ist halb drei Uhr, ich habe also eine halbe Stunde für Sie. Frau Kaiserin, erlauben Sie, daß ich Sie wenigstens bis zur Thür begleiten darf!

Er reichte seiner Gemahlin den Arm, und führte sie zu der Tapetenthür, welche auf den kleinen Corri-

vor führte, über welchen man zu den Gemächern der Kaiserin gelangte!

Ludovica, ohne den Grafen Metternich nur eines flüchtigen Blickes zu würdigen, grüßte den Kaiser mit einem Lächeln und einem innigen Händedruck.

Oh, mein Gott, seufzte sie, indem sie den Corridor hinabschritt, welch ein Glück, daß ich die drei Handschreiben des Kaisers habe, welche die Zukunft Oesterreichs bestimmen. Wäre der Kaiser nicht unwiderruflich dadurch gebunden, wer weiß, ob es Metternich nicht dennoch gelingen könnte, ihn für sich zu gewinnen. Mein Gott, ich danke Dir, daß du das Schicksal Oesterreichs gesichert hast!

---

## VII.

## Die Krisis.

Nun, Metternich, rief der Kaiser, nachdem die Thür sich hinter seiner Gemahlin geschlossen hatte, sich wieder dem Grafen zuwendend, nun lassen's hören! Was ist es für eine wichtige Geschäfts-Angelegenheit, die Sie hergeführt hat?

Majestät, sagte Metternich feierlich ernst, Majestät, es ist in den Augen meines Herrn und Kaisers vielleicht nur eine Kleinigkeit, für mich aber ist es eine Entscheidung, eine Umgestaltung für das ganze Leben! Majestät, ich komme, um Ew. Majestät zu ersuchen, daß Sie die Gnade haben, mich meines Amtes zu entheben, und mich aus Ihren Diensten zu entlassen!

Der Kaiser stutzte, und warf einen raschen, forschenden Blick auf das Gesicht des Ministers hin.

Aber dieses so schöne und edle Gesicht blieb vollkommen ruhig, es verrieth nichts von den Gedanken, die vielleicht doch hinter dem sanften Lächeln, und dem milden Blick der strahlenden Augen verborgen waren.

Sie wollen Ihre Entlassung? fragte der Kaiser barsch. Etwa um Minister des Kaisers Napoleon zu werden?

Nein, Majestät, um mich in das Privatleben zurückzuziehen, sagte Metternich gelassen.

So, in das Privatleben? Sind's auf Ein Mal der Arbeit überdrüssig geworden?

Nicht der Arbeit, Majestät, aber des Kampfes. Ich sehne mich nach Ruhe, nach Frieden, und darum noch einmal, Majestät, ich bitte um meine Entlassung!

Und hat denn das so gar große Eil'? fragte der Kaiser.

Ja, Majestät, für mich hat es Eile. Ich fühle mich erschöpft, gebrochen; ich will mich auf mein Gut in Böhmen zurückziehen.

Zuerst müssen's meine Entlassung haben, und die geb' ich halt nit so ohne Weiteres. Ein vernünftiger Mensch fordert und bewilligt nichts ohne genügende Gründe. Sagen's mir daher erst die Gründe

für Ihre Forderung, dann nachher will ich sehen, ob sie ausreichend und gewichtig genug sind, um Ihnen Ihre Forderung bewilligen zu müssen. Also weshalb wollen Sie Ihre Entlassung?

Ich hatte schon die Ehre es Ew. Majestät zu sagen. Weil ich mich erschöpft fühle, weil ich mich nach Ruhe, nach Frieden sehne!

Das ist Unsinn, rief der Kaiser ungeduldig, ein junger Mann wie Sie, der noch dazu ehrgeizig ist, fühlt sich nit so leicht erschöpft, und in Ruhe und Frieden zu leben ist ihm ein Gräuel. Sagen Sie mir also die Wahrheit, ich verlange es von Ihnen als Ihr Herr und Ihr Kaiser, die Wahrheit: weshalb begehren Sie Ihre Entlassung?

Da Ew. Majestät es befehlen, werde ich Ihnen die Wahrheit sagen, entgegnete Metternich sich verneigend. Ich bitte Ew. Majestät um meine Entlassung, weil ich mich zu schwach fühle, den Strömungen der öffentlichen Meinung länger zu widerstreben, und weil ich derselben meine eigene Meinung nicht zum Opfer bringen kann.

Und was will denn die öffentliche Meinung? Sagen's mir doch das, Herr Minister.

Die öffentliche Meinung will, daß Ew. Majestät

die Allianz mit Frankreich brechen, daß Ew. Majestät das Schwert erheben, und Ihre Armeen gegen Frankreich führen.

Und ich? Rechnen Sie mich auch so in Bausch und Bogen mit hinein in die öffentliche Meinung?

Die öffentliche Meinung ist diesmal so stark und mächtig, sie rauscht durch ganz Deutschland daher mit einer solchen Sturmesgewalt, daß sich daran, fürchte ich, der Widerstand Eurer Majestät brechen, daß Ew. Majestät ihr nachgeben muß.

Das glauben Sie? Und in dieser Gefahr, von der Sturmesgewalt der öffentlichen Meinung überfluthet zu werden, da wollen Sie mich verlassen?

Majestät, ich thue es mit blutendem Herzen, aber meine Ehre und mein politischer Name erfordert es. Ich darf meiner ganzen Vergangenheit nicht ein so demüthigendes Dementi geben, ich darf meinen zahlreichen Feinden nicht den Triumph bereiten, daß sie von mir sagen können: ich hätte, um Minister zu bleiben, meine Principien geändert, und meine eigenen Maximen verleugnet. Deshalb ziehe ich mich zurück, und mein Fall wird meinen Feinden wenigstens beweisen, daß meine Ehre noch stärker ist, als mein Ehrgeiz, und daß ich es noch höher achte, ein

ehrlicher Mann zu sein, als ein Minister zu bleiben um jeden Preis!

Nun gut, ich will annehmen, daß ich Ihnen die gewünschte Entlassung bewillige, — ich sage nicht, daß ich es thue, aber ich will den Fall annehmen, so müssen Sie doch, bevor Sie aus Ihrem Amte scheiden, Ihrem Kaiser einen letzten Dienst erzeigen.

Majestät, befehlen Sie, was ich thun soll, rief Metternich lebhaft, mein Leben steht zur Verfügung Eurer Majestät.

Gut! Sie sollen mir also zwei Fragen offen und ausführlich beantworten, nach Ihrer Ueberzeugung und Ihrem Gewissen. Wollen Sie das? Wollen Sie wirklich Ihrem Kaiser diesen letzten Dienst erweisen, und wollen Sie's treu und ehrlich thun ohn' Hinterhalt und ohn' Falsch?

Ew. Majestät zweifeln an mir? fragte Metternich schmerzlich. Ew. Majestät halten es für möglich, daß ich Sie täusche, daß ich Sie hintergehe?

Ich hab' das Unglück Kaiser zu sein, rief Franz achselzuckend, das ist gar selten, daß ein Kaiser treue und aufrichtige Freunde hat.

Aber die Metternich's sind von jeher treue Diener Ihrer Kaiser gewesen. Das beweist schon der

Name, den sie führen, und der ein glänzendes Zeugniß für sie ablegt.

Wie denn, Ihr Name? fragte der Kaiser lebhaft. Was ist's denn mit dem Namen?

Majestät, die Geschichte desselben findet sich in den alten Urkunden meines Hauses. Diese Urkunden besagen und weisen nach, daß der Stammvater meines Hauses nicht Metternicht benannt war, sondern daß er bloß schlechtweg Metter hieß. Dieser Herr Metter, ein gar tapferer und edelgesinnter Mann, war Hauptmann von der Leibwache des letzten Sachsenkaisers, Heinrichs des Heiligen.

Ja, rief der Kaiser, er hieß wohl der Heilige, dieser gute Heinrich, aber ich denk' er war doch nit ein so heiliger Mann. Mein' doch gehört zu haben, daß er ein gar eifersüchtiger Herr war, und seiner armen Kaiserin Kunigunde dadurch viel Herzeleid bereitete. Ist's so, oder irr' ich mich?

Nein, Ew. Majestät irren Sich nicht. Der Kaiser war in der That eifersüchtig, obwohl seine Gemahlin eine Heilige an Tugend, Güte und Treue war. Aber sie war schön und strahlend wie ein Engel, und alle Cavaliere des Kaisers beteten sie an!

Herr Metter, der Hauptmann von der kaiserlichen Leibwache auch, nit wahr?

Ew. Majestät, er verehrte sie als die Gemahlin seines Herrn, aber seine Liebe und Treue hatte er doch allein dem Kaiser gewidmet. Das wußte Heinrich, und darum zog er seinen Hauptmann Metter auch allen seinen Cavalieren und Dienern vor, nannte ihn seinen Liebling und mochte niemals ohne ihn sein. Aber diese Gunst des Kaisers erregte die Mißgunst und den Neid der übrigen Hofleute, und sie beschlossen, den Hauptmann Metter zu verderben und ihm die kaiserliche Gnade zu entziehen! Ein geschickter Herr schrieb also einen Brief voll Lug und List, als hätte ihn Metter geschrieben, und an die Kaiserin Kunigunde gerichtet, und aus dem Brief sollte hervorgehen, daß der Metter die Kaiserin leidenschaftlich liebe, und daß er mit ihr in einem strafbaren Verhältniß stehe. Diesen Brief nun wußte man dem Kaiser Heinrich selber vor Augen zu bringen, indem man ihm sagte, die Kaiserin habe ihn so eben aus der gestickten Tasche verloren, die an goldenen Ketten von ihrem Gürtel niederhing. Der Kaiser war umgeben von allen seinen Hofleuten, als er den Brief empfing, nur der Hauptmann Metter

war nicht zugegen. Heinrich las den Brief, der ganz genau und täuschend mit des Metter's Hand geschrieben war, dennoch aber, als er ihn gelesen, schüttelte er sein Haupt, zerriß den Brief, und rief: „oh Metter nicht! Der ist mir treu. Nein, Metter nicht!" Der wirkliche Verräther fiel bleich und schwankend wie vom Blei getroffen zu des Kaisers Füßen nieder, und als in diesem Augenblick der Hauptmann Metter in den Saal eintrat, da riefen die Leute alle, wie aus Einem Munde, ihm das Wort des Kaisers entgegen: oh Metter nicht, und Kaiser Heinrich schaut' ihn lächelnd an, und wiederholte, indem er ihm die Hand darreichte: „oh Metter nicht!" Alsdann erzählte er ihm von dem verleumderischen Brief, und zum ewigen Zeugniß, daß der Kaiser nie gezweifelt an der Treue seines Dieners Metter, befahl er, daß Er und sein Geschlecht fortan sich: „Metternicht" beheißen sollte*).

Und was sagte die Kaiserin Kunigunde zu der Verläumdung? fragte der Kaiser. War's ihr genügend, daß ihr Gemahl die Sach' niederschlug und nichts wissen wollt' von der Anklage?

---

*) Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 5.

Nein, Majestät, es war ihr nicht genug. Ihre Tugend verlangte stärkeres und unzweifelhafteres Zeugniß. Sie befahl, auf einem freien Raume alles Volk zusammenzurufen, denn nicht bloß der Kaiser und der Hof, sondern auch das Volk sollte Zeuge sein von dem Gottesgericht, dem sie sich unterwarf. Alsdann im Beisein ihres Gemahls, des Hofes und Volkes, ließ die Kaiserin eine eiserne Pflugschaar im Feuer glühend machen, entäußerte sich ihrer Fußbekleidung, bat Gott zum Zeichen ihrer Unschuld es zu geben, daß sie unbeschädigt mit den nackten Füßen über das glühende Eisen dahinschreiten könnte, und — Gott erhörte ihr Gebet, glücklich und unbeschädigt schritt die Kaiserin, unter dem freudigen Zujauchzen des ganzen Volkes, über das glühende Eisen dahin*).

Ich wollt' halt, sie hätt's nicht gethan, rief der Kaiser rasch. Ich würd' sonst an ihre Unschuld glauben, wenn sie sich bei der Wanderschaft die nackten Füß' verbrannt hätt'. Muß doch allerlei List und Kunststücke verstanden haben, wenn sie's machen konnt', daß sie glücklich, über das glühende Eisen hinschreiten konnt', und muß ihr doch gar viel daran

*) Siehe: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 5.

gelegen gewesen sein, daß der Kaiser an ihre Unschuld glauben, und den Herrn Metter in keinem Verdacht haben sollt'! Doch gleichviel, sie ist glücklich über das heiße Eisen hinweggekommen, und der Herr Metter ward zum Metternicht. Und Sie heißen so nach Ihrem Ahnherrn, nur daß Sie hinten ein T verloren haben. Nun, das macht nichts, vielleicht finden Sie ihr T noch irgendwo einmal wieder. Aber die Geschichte ist gut, und ich will's halt glauben, daß Sie Ihren Namen mit Ehren tragen, und daß ich, wie Kaiser Heinrich, auch Ihren Feinden antworten kann: oh Metter nicht! — So antworten Sie mir dann treu und redlich wie Ihr Ahnherr, antworten Sie mir auf meine erste Frage: wenn ich Ihnen nun wirklich Ihre Entlassung gebe, Wen würden Sie mir dann rathen, zu meinem Minister zu machen?

Majestät, sagte Metternich, nach kurzem Besinnen, Majestät, ich würde Ihnen rathen, den Grafen Philipp von Stadion schleunigst nach Wien zu berufen, und ihm das Ministerium anzutragen.

Und Sie glauben, daß er den Antrag annehmen würde?

Das, Majestät, hängt von der Art des Antrages

ab. Graf Stadion ist ein streng rechtlicher Mann, ein Edelmann im wahren Sinn des Wortes, der nur von seiner Ehre, seiner Ueberzeugung sich leiten läßt, nur seiner Pflicht, und seinem Gewissen gehorcht. Er hat 1809 seine Entlassung genommen, weil Ew. Majestät des Grafen Stadion Ansicht zuwider mit dem Kaiser Napoleon Frieden machten, er wird sich jetzt nur dann entschließen, wieder Minister zu werden, wenn Ew. Majestät sofort dem Kaiser Napoleon den Krieg erklären. Es ist einmal des Grafen Ueberzeugung, daß Oesterreich mächtig und stark genug ist, um jetzt schon Frankreich als Feind gegenüber zu treten, und ganz Deutschland wird, wenn Ew. Majestät den Grafen Stadion statt meiner zu Ihrem Minister erwählen, darin eine Garantie sehen, daß es Ew. Majestät Ernst ist mit dem Kampf gegen Frankreich. Ebenso wird auch Frankreich und der Kaiser Napoleon, sobald Graf Stadion wieder Minister ist, keinen Moment zweifeln, daß die Partei in Oesterreich, welche schon so lange den Krieg gewollt, jetzt gesiegt hat, und Napoleon wird einsehen, daß Oesterreich jetzt entschlossen ist, den Entscheidungskampf zu wagen, daß Er deshalb auch seine ganze Macht jetzt gegen Oesterreich zunächst richten muß.

Und jetzt, Metternich, jetzt meine zweite Frage. Beantworten Sie sie nach Ihrem Gewissen und nach Ihrer reiflichen Erwägung! Was würden Sie mir jetzt rathen zu thun, wenn Sie mein Minister blieben?

Majestät, ich würde Ihnen alsdann rathen, den Krieg vor der Hand noch zu vermeiden, Frankreich noch in gutem Glauben an Ihre Freundschaft zu erhalten, es nicht zu scheuen, sogar öffentlich und vor aller Welt Beweise dieser Freundschaft zu geben; aber insgeheim zu rüsten, insgeheim sich mit den gegen Frankreich kriegführenden Mächten in Verbindung zu setzen, sich in der Stille zu einem großartigen Krieg zu rüsten, aber die Verbündeten erst den Kampf mit Napoleon allein aufnehmen zu lassen! Diese werden ohne Zweifel zuerst einige Niederlagen haben, denn der Kaiser Napoleon ist noch immer stark und mächtig, und er wird dies Mal das Aeußerste wagen, weil er weiß, daß das Aeußerste auf dem Spiel steht. Aber selbst seine Siege über die Verbündeten werden ihn schwächen, denn er wird diese Siege nicht ohne große Verluste gewinnen, und dann, wenn Napoleon geschwächt, wenn der Hochmuth der Verbündeten abgekühlt ist, und sie einsehen gelernt haben, daß Deutschland ohne Oesterreich machtlos und außer Stande ist, Frankreich zu besiegen,

dann, wenn die Entscheidung und das Schicksal Europa's ganz allein in Oesterreichs Hand gegeben ist, dann ist der Moment gekommen, wo Ew. Majestät auf den Kriegsschauplatz hinaus treten, und mit Ihrer ganzen, vollständig gerüsteten Armee Frankreich gegenübertreten können.

Es ist also ein Doppelspiel, was Sie mir da vorschlagen? fragte der Kaiser. Oeffentlich Napoleon's Freund und Bundesgenosse, und insgeheim Verhandlungen mit seinen Feinden, Rüstungen zum Kriege gegen ihn?

Ja, Majestät, ich sehe in diesem Doppelspiel allein die Garantie, daß Oesterreich nicht abermals solche große Verluste und Niederlagen zu erleiden habe, wie dies 1806 und 1809 der Fall gewesen! Oesterreich darf sich einer solchen Gefahr nicht mehr aussetzen, denn es würde dabei zu Grunde gehen. Es darf nicht eher wieder Frankreich feindlich gegenüber treten, als bis es sicher ist, daß es den Feind besiegen, und die eroberten Provinzen ihm wieder entreißen wird. Oesterreich muß sich daher nach beiden Seiten sichern, es muß seine Abgesandten sowohl bei Napoleon, als bei dem Kaiser Alexander und dem König von Preußen haben, und so lange es Noth thut, muß es mit den

öffentlichen Demonstrationen für Napoleon die geheimen Verhandlungen mit seinen Feinden überschatten.

Aber der Bonaparte ist ein gar schlauer Mann, und er hat sehr geschickte Agenten, die Alles ausspähen. Wenn er durch diese von unsern geheimen Einverständnissen erfährt?

So beweisen wir ihm, durch völlige Desavouirung seiner Gegner, durch eine eclatante Verleugnung derselben, daß seine Agenten ihn falsch berichtet. Wir setzen uns, um Ew. Majestät ein Beispiel anzuführen, wir setzen uns jetzt mit dem deutschen Aufstands-Comité in Verbindung, und lassen durch dasselbe alle Nachrichten, die wir in Deutschland verbreitet zu haben wünschen, in Umlauf setzen. An der Spitze dieses Aufstands-Comité's steht Justus Gruner, wir haben ihm verwilligt in Prag sein geheimes Centralbureau zu etabliren, von dort aus seine Agenten auszusenden nach allen Richtungen Deutschlands, um die Völker anzufeuern, um unter die Kriegslustigen Waffen zu vertheilen, zu deren Ankauf der Kaiser Alexander die nöthigen Summen an das Aufstands-Comité nach Prag sendet. Sollte Napoleon vorzeitig von diesem Aufstands-Comité und von unserm Verkehr mit demselben erfahren, so lassen wir Justus Gruner sofort

verhaften, klagen ihn schädlicher Aufwiegeleien an, und geben Napoleon also ein eclatantes Zeugniß unserer Treue. Ein anderes Beispiel ist Tyrol. Dort ist, wie ich aus sichersten Quellen weiß, der Aufstand vollkommen organisirt und vorbereitet, ganz Tyrol ist gerüstet und wartet nur auf das Zeichen um loszubrechen, denn der Aufstand hat seinen Feldherrn, seine Generäle und Hauptleute. Wir treten mit denselben in Verbindung, wir erfahren dadurch die Absichten und Geheimnisse der Verschwornen, wir können ermessen, in wiefern dieselben uns nützlich sind, können sie nach unserm Willen leiten, und ihnen die Unterstützung geben, die uns zweckmäßig erscheint. Sollte aber der Aufstand in Tyrol zu frühzeitig eclatiren, oder sollte es uns nützlich erscheinen, ihn zu desavouiren, so lassen wir die Häupter der Tyroler Verschwörung verhaften, und melden Napoleon, daß wir so eben eine große Verschwörung gegen ihn entdeckt, dieselbe aber unschädlich gemacht haben!

Ist mein Bruder Johann auch ein Haupt der Verschwörung? fragte der Kaiser hastig.

Majestät, das wage ich nicht zu entscheiden. Ich weiß nur, daß die Tyroler ihn lieben und ersehnen wie ihren Erlöser und Befreier, daß sie ihn ihren Herrn

nennen, und daß der Erzherzog nur nöthig hätte nach Tyrol zu gehen, um sofort sich zum Herrn und Herrscher Tyrols zu machen.

Ach, ich wollt's ihm rathen, daß er's thät, rief Franz, mit einer drohenden Bewegung den Arm erhebend. Er könnt' sicher sein, daß er nit der Herr von Tyrol bleiben sollt', mein lieber ehrgeiziger Bruder! — Aber Sie haben mir noch nit Ihren ganzen Plan erklärt. Wie sollen wir's machen, zu rüsten, ohne daß der Napoleon argwöhnisch wird?

Ganz einfach, Majestät. Wir machen Frankreich den Vorschlag, daß es dem Kaiser von Oesterreich anheim geben soll, den Frieden zu vermitteln. Wir sagen, daß wir bei diesem Friedensgeschäft das vollkommenste Einverständniß zwischen Oesterreich und Frankreich festhalten, daß wir aber, um den österreichischen Vorschlägen den Verbündeten gegenüber Nachdruck zu geben, gerüstet dastehen müssen, daß eine bewaffnete Vermittelung unsererseits durchaus nothwendig ist. Frankreich wird dies einsehen, und somit sind wir vollkommen berechtigt, die großartigsten Rüstungen vorzunehmen.*)

---

*) Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg. I. 241.

Hm, rief der Kaiser lächelnd, schlau ist Ihr Plan, wenn er auch nit grade sehr loyal und heldenmäßig ist.

Majestät, Odysseus war auch ein Held, aber er hielt die Schlauheit nach Umständen für eine ebenso gute Waffe als das Schwert. Gegen den Riesen Polyphem, der ihn sicher vernichtet hätte, wenn er ehrlich hätte zu Werke gehen wollen, kämpfte Odysseus daher mit den Waffen der List, und nach Troja würde er auch niemals hinein gekommen sein, wenn er nicht die List mit dem hölzernen Pferd erdacht hätte. — Ew. Majestät ist es Ihren Völkern schuldig, keine kühnen Unternehmungen zu machen, sondern nur sichere Erfolge zu erzielen. Deshalb müssen Ew. Majestät vorläufig zur List Ihre Zuflucht nehmen, müssen mit Napoleon, so wie mit den Verbündeten unterhandeln, müssen geheime und öffentliche Gesandten, und endlich auch ein doppeltes Ministerium haben.

Wie denn ein doppeltes Ministerium?

Ein sichtbares und ein unsichtbares Ministerium, Majestät; zu dem sichtbaren gehören diejenigen Minister, welche Napoleon Garantien darbieten, zu denen er Vertrauen hat. In dem unsichtbaren befinden sich dagegen solche Männer, welche den Verbündeten Ga=

rantien bieten, und welche im mächtigen und einflußreichen Zusammenhang mit den Häuptern aller deutschen Aufstände stehen.*) Im unsichtbaren Ministerium müßte daher Baldacci, Walmoden und Nugent sein, im sichtbaren vielleicht Bubna, Liechtenstein und einige Andere von der französischen Partei.

Und Sie, Metternich, wenn ich Sie nicht entließe, zu welchem Ministerium würden Sie dann gehören?

Ich, Majestät, ich würde zu allen Beiden gehören, und in Beiden mit Eifer thätig sein.

Gut, nehmen wir an, ich adoptirte Ihren Plan. Was würden Sie nun jetzt zunächst mir zu thun anrathen?

Ich würde Ew. Majestät anrathen, den Fürsten Schwarzenberg, der heute von seinem Commando aus Galizien zurückgekehrt ist, nach Paris zu senden und dem Kaiser Napoleon durch denselben feierlich zu verkünden: es hätten Ew. Majestät den Schwarzenberg gesandt zu dem doppelten Endzweck, um Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon die gegenwärtige Lage der Dinge zu schildern und Europa einen glänzenden Beweis der Gesinnungen Oesterreichs zu geben. Zu-

*) Lebensbilder. II. 426.

gleich solle der Fürst, der Commandant des französischen Hülfscorps, von seinem Oberfeldherrn die Befehle für den weitern Feldzug einholen.*) Zur selben Zeit aber würde ich Ew. Majestät rathen, zwei geheime Abgesandte an den König von Preußen und den Kaiser von Rußland zu senden. Dem ersten würden Ew. Majestät ein freundschaftliches eigenhändiges Schreiben an den König Friedrich Wilhelm mitgeben, worin Sie ihn Ihrer vollkommenen Sympathien versichern, und ihn beschwören, nicht nachzulassen in seinen edlen Bemühungen, alle Mittel vorzubereiten, um die Anstrengungen des Kaisers Alexanders zu unterstützen, und mit ih m gemeinsam die Unabhängigkeit Europa's, das Ziel der Bestrebungen des Kaisers Alexanders, muthig zu fördern.**) Dem zweiten, dem geheimen Abgesandten an den Kaiser Alexander, würden Ew. Majestät auch ein eigenhändiges Schreiben mitgeben. Sie würden in demselben dem Kaiser Alexander die lebhaftesten Versicherungen Ihrer Sympathien geben, Sie würden ihn beschwören, nicht seine Armee zaudernd an der Weichsel stehen, sondern sie rasch bis zur Elbe

---

*) Wörtlich aus des Grafen Metternich's Instruction an den Fürsten Schwarzenberg. Siehe Lebensbilder II. 240.

**) Metternichs eigene Worte. Siehe Lebensbilder IV. 450.

und zur Oder vorrücken zu lassen. Sie würden ihn versichern, daß Oesterreich handeln werde, sobald es fertig und bereit sei.*) Dies, Majestät, wären die ersten Schritte, die nach meiner Idee Ew. Majestät thun müßten, und zu denen ich mir erlauben würde, Ihnen zu rathen.

Ich dank' Ihnen, Metternich, sagte der Kaiser, dem Grafen freundlich die Hand darreichend, Sie haben mir auf meine beiden Fragen ausführlich und aufrichtig geantwortet, und mir in demselben Augenblick gar gute und beherzigenswerthe Rathschläge gegeben, in welchem Sie für sich selber Ihre Entlassung aus dem Ministerium nachgesucht haben. Das heißt gehandelt als ein treuer Diener und als uneigennütziger Mann, und ich werd's Ihnen halt nit vergessen. Sie wünschen also Ihre Entlassung, im Fall ich der öffentlichen Meinung nachgeben, und den Krieg mit Frankreich schon jetzt beginnen will?

Ja, Majestät, ich betrachte das zu frühe Ausbrechen des Krieges gegen Frankreich als das größte Unglück für Oesterreich, und ich will dieses Unglück nicht mit verschuldet haben. Ich muß bei meinem System beharren, taub gegen die Rathschläge und gegen die

---

*) Lebensbilder. III. 45.

Bitten der ganzen Welt.*) Ich kann nicht um ein Jota von diesem System abweichen, und wenn ich dadurch auch zu Unthätigkeit und Armuth verurtheilt werde.

Das heißt gesprochen wie ein Ehrenmann, sagte der Kaiser, lebhaft mit dem Kopf nickend. Was nun meine Antwort auf Ihr Entlassungsgesuch betrifft, so — aber horch, da schlägt es drei Uhr, und das ist die Stunde, zu welcher ich meine Herren Brüder und den Grafen von Stadion herbeschieden habe, auch meine Frau Gemahlin wird hieher kommen. Sie können bei der Audienz zugegen bleiben.

Majestät, ich habe noch eine Bitte vorzutragen, die ich nicht vor Zeugen aussprechen möchte.

Nun sagen's schnell, was ist es?

Der Kreishauptmann von Traiskirchen, Herr von Roschmann, hat mich beschworen, ihm eine geheime Unterredung bei Ew. Majestät zu erwirken.

Roschmann, der Tyroler Commissarius von 1809? Ist's nit ein Freund und Vertrauter vom Herrn Bruder Johann?

Ja, Majestät, er ist auch jetzt wieder in alle Ge-

*) Metternich's eigene Worte. Siehe (Stuart: History of the war etc. Vol. VII. S. 126.)

heimnisse des Prinzen eingeweiht, und ist der Vermittler zwischen dem Erzherzog und den Tyroler Verschworenen. Indessen müssen da gar seltsame und gefährliche Dinge zur Verhandlung gekommen sein, die sich vielleicht nicht mit den Grundsätzen, oder dem Gewissen des Herrn von Roschmann vertragen, denn er kam zu mir und flehte mich in sichtbarer, leidenschaftlicher Aufregung, mit Thränen in den Augen, an, ich solle Ew. Majestät beschwören ihm eine Audienz, aber ganz im Geheimen, zu bewilligen, er habe Ew. Majestät Dinge von der höchsten Wichtigkeit zu berichten, Dinge, von denen das Wohl des Staates und des Kaiserlichen Hauses abhänge.

Jesus Maria, das klingt ja ganz grauslich, rief der Kaiser. Nun gut, ich will den Mann hören. Sie sollen mir denselben heute Abend zuführen. Ich werd' dafür sorgen, daß Sie die geheime Thür an der Seite der Burg offen finden, und über die geheime Treppe in das kleine Erkerzimmer kommen können, wo Sie mich finden sollen. Ich erwarte Sie da mit dem Herrn von Roschmann um die Mitternachtstunde, dann sind wir sicher, daß Niemand uns belauscht. Aber stille, die Kaiserin kommt!

In der That, man hörte das Rauschen eines

seidenen Gewandes hinter der Tapete; die geheime Thür öffnete sich und die Kaiserin Ludovica trat ein.

Majestät, sagte sie, den Kaiser mit einem Lächeln begrüßend, Sie sehen ich bin pünktlich. Sie befahlen mir um drei Uhr hier zu sein, und Ihre Pendule bezeichnet diese Stunde.

Aber die Herren Erzherzöge scheinen weniger pünktlich, sagte Franz, ich hatte sie auch um diese Stunde herbestellt und —

Eben ward die große Hauptthür weit geöffnet, und der Kammerlakay rief: Ihre Hoheiten die Herren Erzherzöge, und Se. Excellenz der Graf von Stadion.

Eintreten! rief der Kaiser, und er that einige Schritte vorwärts seinen Brüdern entgegen.

Die beiden Erzherzöge Carl und Johann traten ein, hinter ihnen kam die hohe, gebieterische Gestalt des Grafen Philipp von Stadion. Indem die beiden Erzherzöge den Kaiser begrüßten, ließ der Graf einen fragenden Blick zu der Kaiserin hinüberschweifen. Sie antwortete mit einem Lächeln, und trat dann vor, um ihrerseits die Erzherzöge zu begrüßen. Graf Stadions Augen schweiften gleichgültig in dem Gemach umher. Auf einmal gewahrten sie hinter

dem Kaiser den Grafen Metternich, der ehrfurchtsvoll einige Schritte zurückgetreten war, und mit ruhigem Gleichmuth den Ausgang der Scene erwartete. Die Blicke der beiden Rivalen begegneten sich, Graf Stadion's Blick war stolz und feindlich, Graf Metternich's Blick freundlich und milde. Er begrüßte seinen Gegner mit einem Lächeln und einer leichten Verbeugung, welche dieser nur steif und gezwungen erwiderte.

Ich habe meine Herren Brüder und die beiden Herren Grafen hieher beschieden, weil ich ihnen eine Eröffnung machen wollt', sagte Kaiser Franz jetzt, in die Mitte des Gemachs tretend. Hab' auch die Frau Kaiserin gebeten hieher zu kommen, weil Sie gar lebhaften Antheil an der Politik nimmt, und sich mit ihrem ganzen Herzen an dem Wohl Oesterreichs betheiligt. Wollt' ihnen Allen eine feste und unumwundene Erklärung darüber geben, was für eine Politik ich befolgen werde, und wie das sogenannte Gottesgericht in Rußland auf meine Entschließungen gewirkt hat. Die Welt ist seit jenem Unheil, das den Kaiser Napoleon betroffen, gar sehr in Erregung, und ganz Deutschland ist erfüllt von wüthendem Kriegsgeschrei und grimmigem Rachedurst. Auch hier bei uns hat

sich dies Geschrei erhoben, und die öffentliche Meinung verlangt, daß wir unsere Allianz mit Frankreich brechen, und unserm Herrn Schwiegersohn den Krieg erklären. Die öffentliche Meinung verlangt ferner, daß der Fürst Schwarzenberg zurücktrete, und unser Herr Bruder, der Erzherzog Carl, wieder Generalissimus der Armee werde, daß unser Herr Bruder, der Erzherzog Johann, nach Tyrol gehe, und sich an die Spitze der Tyroler stelle, und endlich verlangt sie, daß ich meinen Minister des Aeußern, den Grafen Metternich, entlasse, und dafür den Grafen Stadion zu meinem Minister erwähle. Die öffentliche Meinung ist eine gar machtvolle und rigoristische Dame, sie verlangt, daß ich ihr gehorche, ohne Rücksicht auf meine eigenen Ansichten und Grundsätze. Die öffentliche Meinung hetzt mir alle Leute auf den Hals, und möcht' mich zum Spielball ihrer Launen machen. Ich will also ein für alle Mal mich mit ihr abfinden und verständigen, und darum habe ich Sie Alle, die Frau Kaiserin, die beiden Erzherzöge, und die beiden Grafen hieher berufen, weil Sie, mit Ausnahme des Grafen Metternich, den Absichten der öffentlichen Meinung beipflichten, und weil ich grade Ihnen Ein für alle Mal m e i n e Ansichten darlegen möchte. Ich will mich aber nit auf

weitläuftige Gründ' einlassen, und mich nit ausführlich expliciren, die Thatsachen sollen für mich sprechen. Frau Kaiserin, ich gab Ihnen vor einer halben Stunde drei Billets mit der Bitte, sie an die hier anwesenden Herren abzugeben, zum Zeichen, daß wir Beide Einer Meinung sind, und fest zusammenstehen! Wollen Sie jetzt die Güte haben, den drei Herren die Billets zu geben?

Die Kaiserin neigte leise ihr Haupt, und winkte die beiden Erzherzöge zu sich.

Wollen Sie, meine theuern Brüder, diese kaiserliche Botschaft aus meinen Händen empfangen, sagte sie mit strahlendem Angesicht. Ich bin stolz und glücklich, daß mein Gemahl mich dazu erwählte, Ihnen eine Freudenbotschaft zu überbringen. Die Zeit der Vergeltung ist gekommen, die große Stunde der Rache ist angebrochen. Herr Graf Stadion, nehmen auch Sie aus meinen Händen dies kaiserliche Handschreiben entgegen, das Ihnen beweisen mag, welch großes Vertrauen der Kaiser in Sie setzt.

Und jetzt, sagte der Kaiser lächelnd, jetzt bitte ich meinen Herrn Bruder, den Erzherzog Carl, das Billet zu öffnen, und dessen Inhalt laut zu lesen.

Der Erzherzog Carl verneigte sich, und brach mit

langsamen Händen das Siegel. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet, athemlos vor Erwartung schaute Erzherzog Johann ihn an, ruhig und hoheitsvoll der Graf Stadion, bewegt und freudestrahlend die Kaiserin, lächelnd der Kaiser, nur Graf Metternich hatte seine Augen zur Erde niedergeschlagen, als wollte er Niemand verrathen, was seine Blicke sagten.

Jetzt hatte Erzherzog Carl das Papier entfaltet, und mit lauter Stimme las er: „Ich bedauere, daß der Gesundheitszustand Eurer Liebden mir nicht erlaubt, Sie wieder zum General Feldmarschall meiner Armee zu ernennen. Franz."

Der Freudenglanz auf dem Antlitz der Kaiserin erblaßte, ein leises Beben ging durch ihre ganze Gestalt. Erzherzog Carl aber faltete mit vollkommener Ruhe sein Billet zusammen, und steckte es in seinen Busen.

Ew. Majestät haben vollkommen Recht, sagte er gelassen, mein Gesundheitszustand ist ebenso schlecht wie der der ganzen österreichischen Armee, und wir thun Beide besser, daheim zu bleiben.

Freut mich, daß Sie meine Ansicht theilen, rief der Kaiser spöttisch. Jetzt, Herr Erzherzog Johann, jetzt haben Sie die Güte, und lesen Sie.

Johann riß mit einer stürmischen Bewegung das Billet auseinander, und mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte, bleich und athemlos las er: „Tyrol gehört den Baiern, und ich will Niemanden sein Eigenthum nehmen. Sie, mein Herr Bruder, bleiben daher in Wien, und gehen nicht nach Tyrol. Franz."

Ich versichere Ew. Majestät, daß ich gar nicht die Absicht gehabt habe, nach Tyrol zu gehen, sagte Johann mit anscheinender Ruhe. Ich werde nicht den Muth haben, den Tyroler Ehrenmännern gegenüber zu treten, die heiligen Versprechungen Glauben schenkend, im Jahre 1809 ihr Blut und Leben gewagt haben, und denen man nicht Wort gehalten, die man hat morden und hinschlachten lassen, als wären sie Verbrecher, während sie doch nur dem Ruf Derer gefolgt waren, die sie liebten, und von denen sie nachher verleugnet wurden.

Warum reden's denn so verblümt? fragte der Kaiser lächelnd. Warum sagen's nit grade heraus, daß Ich, der Kaiser Franz es war, der die Tyroler gerufen, der ihnen große Versprechungen gemacht, und sie nachher nicht erfüllt hat, nicht erfüllen konnte? Was haben Sie denn damit zu schaffen? Ich dispensir' Sie davon, Herr Bruder, zu glauben, daß

Sie den Tyrolern Versprechungen gemacht haben, und Ihnen Revanche schuldig sind. Was Sie den Tyrolern versprochen, haben Sie doch nur als mein Diener und in meinem Namen gethan, und Sie sind nicht dafür verantwortlich, sondern Ich, der Kaiser allein. Ich hab' den Tyrolern Versprechungen gemacht, und ich werde sie auch eines Tages erfüllen, wenn ich dabei auch den Beistand meines Herrn Bruders entbehren muß. Aber ich vergaß, daß wir noch das dritte Billet nicht gehört haben. Herr Graf Stadion, ich fragt' Sie vorhin, ob, falls ich den Grafen Metternich aus meinem Ministerium entlassen wollte, Sie mein Minister des Auswärtigen werden wollten, Sie forderten von mir eine Stunde zur Ueberlegung, ehe Sie mir antworteten. Ich bedurfte nicht so langer Zeit, und habe für Sie und für mich die Entscheidung getroffen. Haben Sie die Güte, das Billet, welches Ihnen die Frau Kaiserin übergeben hat, laut vorzulesen.

Graf Stadion verneigte sich, und brach das Siegel. Bleich und mit angstvollen Blicken schauten die Kaiserin und die Erzherzöge auf ihn hin; auch Metternich hatte jetzt die Augen aufgeschlagen, und schaute lächelnd und ruhig zu dem Grafen Stadion hinüber, der jetzt das Papier auseinander gefaltet hatte,

und mit lauter Stimme las: „Mein lieber Graf Stadion. Ich gehöre nicht zu der kriegslustigen Partei, und die öffentliche Meinung soll mich nicht zwingen einen Krieg anzufangen, der wider meine Ueberzeugung ist. Ich will meinem Volke, so lange ich es irgend vermag, die Segnungen des Friedens erhalten, und da Sie auch in diesem Bemühen mich nicht unterstützen wollen, so muß ich der Hoffnung entsagen, Sie als meinen Minister des Auswärtigen willkommen zu heißen. Franz."

Die Kaiserin stieß einen Schrei aus und sank in den neben ihr stehenden Fauteuil nieder. Der Kaiser schien das nicht zu bemerken, sondern wandte sein Haupt ruhig zu dem Grafen Metternich hin.

Herr Graf, sagte er, jetzt will ich Ihnen auch antworten auf Ihr Entlassungsgesuch. Ich kann Ihnen Ihre Entlassung nicht bewilligen, Sie bleiben mein Minister des Auswärtigen, und ich adoptire den Plan, den Sie mir vorher vorgeschlagen, in allen seinen Theilen. Der Fürst Schwarzenberg geht noch heute nach Paris ab, um Sich bei Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, meinem Herrn Schwiegersohn, zu melden, ihm meine zärtlichsten Grüße zu überbringen, und sich von dem Kaiser, als seinem Obergeneral,

seine Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich werd' dem Herrn Fürsten einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Napoleon mitgeben, und auch die anderen zwei Briefe werde ich heute noch schreiben. — Herr Graf Stadion, es thut mir leid, daß Ihre Grundsätze Ihnen nicht erlauben, in mein Ministerium einzutreten, aber ich will doch Ihrer guten Dienste nicht entbehren, und der Graf Metternich wird Ihnen in diesen Tagen darüber Eröffnungen machen. Sie bleiben also in Wien, und warten darauf. — Sie aber, meine Herren Brüder Carl und Johann, Sie Beide können jetzt recht in Muße philosophische Studien über die öffentliche Meinung machen. Sie Beide halten sie für eine gar mächtige und erhabene Dame, vor der man sich beugen, und der man gehorchen muß, ich halte sie für ein großes ungezogenes Kind, das man züchtigen muß, und auf dessen Geschrei ein vernünftiger Mensch nicht Acht giebt. Jetzt gehen's mal in den nächsten Tagen in Wien umher, und studiren's, wer Recht hat, Sie oder ich. Die öffentliche Meinung kam in Gestalt der Frau Kaiserin, der Herren Erzherzöge und des Grafen Stadion zu mir, die öffentliche Meinung gab mir Lehren der Weisheit und höheren Politik, und verlangt durchaus,

daß ich Napoleon den Krieg gleich auf der Stelle erkläre, ich schlag' aber die öffentliche Meinung in's Gesicht, werf' sie zur Thür hinaus und folg' ganz allein meinem eigenen Willen, und meiner eigenen Ueberzeugung, auf welche Niemand Einfluß ausübt. Was wird jetzt die öffentliche Meinung thun? Wird sie Zeter schreien, und eine Revolution machen, mich des Throns für verlustig erklären, und einen meiner Herren Brüder auf den Kaiserthron erheben? Ich denk', sie wird das bleiben lassen, wird wie der Schacherjud', den man die Treppe hinuntergeworfen, wieder aufstehen, sich den Staub ihrer Niederlage abschütteln, und weiter schachern. Gehen's mal hin und sehen's zu, ob ich nicht Recht habe. Gott befohlen, meine Herren.

Er winkte den Erzherzögen, und dem Grafen Stadion mit der Hand einen Abschiedsgruß zu, und während diese sich verneigten und der Thür zuschritten, wandte der Kaiser sich an den Grafen Metternich.

Ich bin heut sehr mit Ihnen zufrieden gewesen, Metternich, sagte Franz freundlich, Sie haben sich bewährt als ein Edelmann, und ein treuer Diener Ihres Kaisers. Auch Ihre Geschicht' vom Hauptmann Metter und dem Kaiser Heinrich hat mir

gar wohl gefallen. Der Kaiser hat damals seinen getreuen Metter zur Belohnung Metternicht genannt, aber es ist Ihnen im Lauf der Zeiten ein T von Ihrem Namen verloren gegangen. Ich hab' es aber wieder gefunden, ich geb' Ihnen Ihr T zurück, und will es Ihnen umhängen als Theresienorden. Sie sollen noch heute Ihr T und die Decoration erhalten.

Majestät, sagte Metternich innig, es fehlt mir an Worten, um Ihnen zu danken, aber mein ganzes Leben, meine ganze Zukunft gebe ich an Ew. Majestät in Dank und Lieb' und Treue hin, meinem Kaiser und Oesterreich allein sollen meine Dienste geweiht sein, so lange Beide Meiner noch begehren, und nie soll das große Kind, wie Ew. Majestät sie nennen, nie soll die öffentliche Meinung Einfluß auf mich haben. Ich werde nur den Befehlen meines Kaisers und meiner eigenen Ueberzeugung gehorchen.

Und daran werden's sehr wohl thun, sagte Franz mit dem Kopf nickend. Bleiben's diesem Vorsatz immer treu, und wir werden noch viele Jahre bei einander bleiben, aber wohlgemerkt, Sie sind Minister, ich aber, ich bleib' der Kaiser! Für's sichtbare und für's unsichtbare Ministerium, der Kaiser bleib' ich für alle Beide! Nun Gott befohlen, Metternich, wir haben

Beide heute noch viel zu thun, denn wir müssen den Schwarzenberg nach Paris absenden! Gott befohlen!

Metternich erwiederte das freundliche Kopfnicken des Kaisers mit einer ehrerbietigen Verbeugung, empfahl sich ebenso ehrerbietig der Kaiserin, und schritt dann der Thür zu.

Der Kaiser schaute ihm nach, bis die Thür sich hinter ihm geschlossen hatte, und dann ging er mit lächelndem Angesicht zu der Kaiserin hin, die noch immer in dem Fauteuil saß, mit halbgeschlossenen Augen, bleich wie eine Leiche.

Frau Kaiserin, sagte Franz, ich hab' Ihnen heute eine etwas herbe Lehre gegeben, es thut mir leid, aber Sie haben's halt nit anders gewollt. Ich hab' Sie oft gebeten, sollen Sich nit einmischen in die Staatsgeschäft' und in meine Politik, eben so wenig, als ich mich in Ihre Geschäft' und Ihre Politik mische. Sie gehören zur Antifranzösischen Partei, und machen da allerhand Intriguen und kleine Verschwörungen, an denen ich Sie nie gehindert habe. Ich gehöre zu gar keiner Partei, sondern folge nur meiner eigenen Ueberzeugung und Dem, was mir für mein Haus und meinen Staat als das Beste erscheint, und dabei laß ich mich von Niemanden leiten, selbst nicht von

meiner schönen und geistreichen Gemahlin. Das haben's mir aber niemals glauben wollen, und immer wieder haben's mich seckirt und verfolgt mit Ihrer Politik, und wollten mich durchaus zu Ihrem Schüler machen, und mir Unterricht geben in der Regierungskunst. Ich mußt' also endlich mal ein End' machen, und darum führt' ich heute die kleine Komödie auf. Gab mir das Ansehen, als ginge ich auf alle Ihre Pläne ein, und war von Ihrer begeisterten Beredsamkeit überwunden, hört' auch alle die weisen Rathschläge des Grafen Stadion, und schien ganz und gar von Ihren beiderseitigen Gründen überzeugt. Und grad', wie Sie meinten, jetzt hätte Ihr Schüler endlich Etwas gelernt, und könnt' sein Examen machen, schrieb ich Ihnen die drei Briefe. Nicht um Sie zu beschämen, sondern um Ihnen zu beweisen, daß ich nur meinem eigenen Willen folge, und daß keine Macht der Beredsamkeit mich meine einmal gefaßten Entschlüsse ändern läßt. Ich hoffe, daß Sie jetzt überzeugt davon sind, und daß wir in der Zukunft recht in Frieden und Eintracht leben werden, weil Sie es nie wieder versuchen werden, mit mir Politik zu machen. Und so geben's mir die Hand, Frau Kaiserin, und lassen's uns wieder gute Freunde sein!

Er reichte der Kaiserin seine Hand dar, aber sie nahm sie nicht an. Sie hob langsam ihre Augen zu dem Kaiser empor, und ein Ausdruck unermeßlicher Trauer war über ihr edles bleiches Antlitz ausgegossen.

Majestät, sagte sie leise und schmerzlich, Sie sagten vorher, Sie wollten die öffentliche Meinung in's Angesicht schlagen. Mich aber haben Sie dabei in's Herz getroffen, und ich werde daran verbluten. Sie haben vorhin mit mir ein grausames Spiel getrieben, und in demselben Moment, wo sich Ihnen meine ganze Seele anschloß, wo ich mit freudigem Dank gegen Gott und gegen Sie endlich vermeinte, den Weg zu Ihrem Herzen gefunden zu haben, Ihnen mehr zu sein, als nur Ihre officielle Kaiserin, Ihnen endlich eine Frau zu sein, welcher Sie Ihre Liebe, Ihr Vertrauen schenken wollten, in demselben Moment haben Sie mit kaltem Spott mich innerlich verhöhnt und mein Herz unter Ihre Füße getreten. Ich bot Ihnen mein Herz und meine Liebe, Sie gaben mir dafür als Belohnung die drei Billets, und bereiteten Sich mit mir einen grausamen Scherz. Nun, Ew. Majestät können zufrieden sein, der Scherz hat mich getroffen wie ein Dolchstoß, und Sie werden vielleicht bald Sich eine vierte Gemahlin wählen können.

Sie hatte sich langsam aus ihrem Fauteuil erhoben, und schwebte jetzt bleich und geräuschlos an dem Kaiser vorüber nach der Tapetenthür hin, aber Franz eilte ihr nach und faßte ihre Hand.

Gehen's nit im Zorn von mir, Frau Kaiserin, sagte er mit gutmüthigem Ton, Sie wissen, ich bin ein gar gemüthlicher Mensch, und ich kann's nit aushalten, wenn Sie halt bös' mit mir sind. Es war ja nit so gar schlimm gemeint, und Sie müssen's nit so tragisch nehmen. Nun sein's wieder gut, liebe Kaiserin, und sagen's mir ein freundlich Wort, ehe Sie mich verlassen. Sie glauben's nit, wie wohl es mir gethan hat, als Sie vorher so zärtlich zu mir sprachen, und wie glücklich ich sein würd', wenn Sie's wieder thäten. Ach, liebste Frau Kaiserin, ich sagt's Ihnen schon vorher, wären Sie mir immer so freundlich und herzlich entgegengekommen, so wär's besser für uns Beide gewesen. Nun, vielleicht kann noch Vieles besser werden. Sein Sie also gut, liebe Kaiserin, geben Sie mir die Hand und nennen Sie mich wieder so bei meinem Namen, wie Sie mich vorher nannten. Gelt, liebe Kaiserin, nennen Sie mich zum Abschied noch einmal Ihren theuren Franz.

Ludovica schüttelte ihr Haupt, und schaute den

Kaiser mit einem traurigen Blick an. Ich werde Sie nie wieder so nennen, sagte sie langsam.

Nie wieder? fragte der Kaiser. Sie wollen mich nie wieder Franz nennen, Sie wollen mich meinen Namen nicht wieder hören lassen, Ihre Lippen wollen den Namen Franz ein für alle Mal vergessen? Ich —

Auf einmal unterbrach sich der Kaiser, und begann laut und herzlich zu lachen. Ludovica's Antlitz flammte auf, sie warf auf den Kaiser einen glühenden Zornesblick, und legte die Hand auf den Griff der Thür. —

Aber der Kaiser hielt sie noch einmal zurück. Verzeihen Sie mir, daß ich lachen mußt', aber mir fiel bei meinem Namen Franz eine gar drollige Geschicht' ein, die der gute Polizei-Präsident Hager in diesen Tagen geliefert hat, und damit Sie mich entschuldigen, muß ich sie Ihnen erzählen. Hören's nur. Es ward vor einigen Wochen im Burgtheater das Trauerspiel von Schiller: „die Räuber" aufgeführt. Es ist ein verzerrtes wildes Ding, aber das Publikum liebt's einmal und nennt's deutsche Poesie und schwärmt dabei von deutscher Freiheit. Ich ging auch ein Bissel in's Theater, um mir das Ding anzuschauen. Der Polizei-Präsident von Hager empfängt mich an der

Thür, und weil er ein gar guter und treuer Mensch ist, lad' ich ihn ein, mit mir in die Loge zu treten. Das Stück war schon im dritten Act, gerad' in der Räuberscene, und just wie ich an den Rand der Loge trete, und mich umschau', schreit der Schauspieler auf der Bühne ganz laut: „Franz heißt die Canaille". Jetzt hätten's den Schrecken von dem Hager sehen sollen! Er war bleich geworden, wie eine Leiche, zitterte an allen Gliedern, und bat mich gar demüthig um Verzeihung. Ich muß ihn nur beruhigen, und ihm versichern, daß ich mich gar nicht getroffen fühle, und daß der Schauspieler ja nit von mir, sondern vom Franz Moor gesprochen hätt'. Er schien sich auch zu beruhigen, und die Sach' war abgethan. Jetzt vor einigen Tagen wurden die Räuber wieder in der Burg gespielt, ein berühmter fremder Schauspieler wollt' drin gastiren, und ich geh' wieder hin, um ihn zu sehen. Jetzt kommt die Scene mit den Räubern, und ich freu' mich schon auf das Prachtwort: „Franz heißt die Canaille", aber es kommt halt nit, und ich wart' vergebens darauf, es kommt nit. Denken's nur, hat der Hager aus Respect vor mir, und um mich nicht zu beleidigen, aus dem Stück die Worte weggestrichen, und mir zu Ehren

wird's jetzt in Wien in den Räubern nit mehr heißen: „Franz heißt die Canaille". Die schöne Phrase ist den Wienern rein verloren gegangen. Sehen's, liebe Frau Kaiserin, das fiel mir ein, als ich Sie vorhin bat, mich bei meinem Namen zu nennen, und als ich darüber klagt', daß Ihre Lippen den Namen Franz vergessen wollten, da dachte ich mir, daß am Ende Ihr zornig Herz Ihren vergeßlichen Lippen zu Hülfe kommen, und sie mit der Phrase von Schiller über meinen Namen belehren möcht'. Gelt, Frau Kaiserin, ist's nit halt eine gar drollige Geschicht' und ist's nit zum Lachen, daß es auf der Bühne verboten ist zu sagen: „Franz heißt die Canaille". Der Herr Polizeidirektor hat's den Schauspielern verboten, — aber Ihnen, Frau Kaiserin, Ihnen kann er nichts verbieten!

---

## VIII.

## Der Verräther.

Tiefe Stille herrschte in der Burg. Die Lichter hinter den Fenstern der kaiserlichen Gemächer waren längst erloschen, Alles schlief, und nur der gleichmäßige Schritt der Schildwachen unterbrach das Schweigen, das auf den Treppen und Corridoren herrschte. Nur vor der kleinen Treppe, die da seitwärts von den Gemächern des Kaisers lag, befand sich keine Schildwacht, und der Corridor, auf den die Treppe ausmündete, war nicht erleuchtet. Niemand sah daher die beiden dunkeln Gestalten, die leise die Treppe heraufstiegen, Niemand hörte die Worte, die sie mit einander wechselten.

Jetzt standen sie still auf dem kleinen Corridor.

Sehen Sie, flüsterte der Eine, sehen Sie da an der Thür den Lichtstreifen? Das ist das kleine Thurm-

zimmer, in welchem das Rendezvous stattfinden sollte und der Kaiser erwartet uns schon. Jetzt, mein Lieber, seien Sie klug und besonnen, vergessen Sie nichts von Allem, was ich Ihnen gesagt habe. Ihre Zukunft liegt in Ihrer Hand. Stellen Sie Sich dar als einen Reuigen, Zerknirschten, der aus innerstem Liebesdrang seinem Kaiser seine Schuld gesteht, und machen Sie Ihre vier Bedingungen. Verhehlen Sie dem Kaiser nichts, weder die gefährlichen Pläne des Erzherzogs, noch auch die Wünsche der Tyroler. Der Kaiser muß Alles wissen, wenn er in dieser Sache klar sehen soll.

Ich werde die Befehle Eurer Excellenz getreu ausführen, flüsterte der Andere, Ew. Excellenz können auf meine unbegrenzte Ergebenheit und Dankbarkeit vertrauen, und ich gebe Ew. Excellenz den eclatantesten Beweis davon, denn ich verrathe um Ihretwillen die Freundschaft.

Sie thun das nicht um meinetwillen, sagte Metternich, ich muß es depreciren, daß ich Veranlassung einer so schlimmen Verrätherei sein könnte. Sie thun es um Ihres eigenen Vortheils, und Ehrgeizes willen, und ich verspreche Ihrer Gewinnsucht goldenen Lohn,

Ihrem Ehrgeiz, Rang und Titeln. Und nun vorwärts, mein Herr, der Kaiser erwartet uns. —

Graf Metternich hatte sich nicht getäuscht, der Kaiser war wirklich schon in dem Erkerzimmer, und er ging den Eintretenden lebhaft entgegen.

Haben auf sich warten lassen, rief er, es ist halt schon fünf Minuten nach zwölf Uhr.

Majestät, sagte Metternich leise, es standen einige Leute unfern von der kleinen Seitenthür der Burg, und wir warteten daher, bis sie fortgegangen waren.

Und jetzt sind Sie sicher, daß Niemand Sie hat eintreten sehen?

Ja, Majestät, ganz sicher.

Nun, mein Herr, wandte der Kaiser sich an Roschmann, Sie haben mich also durchaus sprechen wollen? Sie behaupten, mir wichtige Dinge sagen zu müssen. Aber warum konnten Sie diese nicht dem Herrn Grafen Metternich anvertrauen, daß der mir Bericht darüber erstatte?

Majestät, sagte Roschmann mit bewegter, zitternder Stimme, was ich zu sagen habe, ist eine Beichte, die nur das Ohr Gottes oder meines Kaisers hören darf, denn nur diese können mir die Absolution erthei-

len dafür, daß ich die Geheimnisse der Freundschaft verrathe.

Sie wollen also nur mir allein Ihr Geheimniß mittheilen?

Ja Majestät, nur Gott und mein Kaiser darf meine Beichte vernehmen.

Ich kann Ihnen aber halt nit versprechen, daß ich Ihr Beichtgeheimniß für mich behalten, und es Niemanden verrathen will, rief Franz achselzuckend.

Majestät, die Entscheidung darüber liegt in Ihren Händen, wie mein Leben und meine Freiheit.

Nun denn, ich will Sie anhören, sagte der Kaiser nach kurzem Besinnen. Graf Metternich, wollten Sie in das anstoßende Gemach eintreten. Ich werd' Sie nachher rufen.

Metternich verneigte sich, und verließ das Gemach, dessen Thür er hinter sich zudrückte.

Jetzt, Herr Kreishauptmann, sind wir allein, sagte der Kaiser. Jetzt reden Sie!

Majestät, rief Roschmann vor dem Kaiser niederknieend, Majestät, ich bitte um Verzeihung für das, was ich zu sagen habe, ich bitte um Verzeihung, wenn ich das edle großmüthige Herz meines erhabenen Kaisers jetzt kränken und verletzen muß. Nur allein meine

unbegrenzte Anhänglichkeit an die geheiligte Person meines Monarchen und mein Eid, ihm treu zu dienen, können mir zur Entschuldigung gereichen.*)

Der Kaiser schaute fast erschrocken zu dem Knieenden nieder, dessen Angesicht den Ausdruck höchster Seelenangst trug.

Reden's, sagte er mit gedämpfter Stimme, reden's ungescheut, es mag sein, was es will.

Majestät, fragte Roschmann mit schwankender Stimme und bebender Lippe, Majestät, auch dann, wenn ich Ew. Majestät eigenen Bruder, den Erzherzog Johann, anklagen muß?

Der Kaiser schrak zusammen, und ein Blitz höhnischer Freude zuckte über sein Antlitz hin.

Reden Sie, sagte er gebieterisch, Sie sprechen nicht zu dem Bruder des Erzherzogs, sondern zu Ihrem Kaiser, dem Sie es schuldig sind die Wahrheit zu sagen.

Nun denn, so helfe mir Gott, und vergebe mir meinen Verrath, rief Roschmann, die gefaltenen Hände zum Himmel empor hebend. Dann erhob er sich von seinen Knieen.

---

*) Roschmann's eigene Worte. Siehe: v. Hormayr Lebensbilder 2c. II. 436.

Majestät, sagte er feierlich. Ich klage nicht den Herrn Erzherzog an, aber ich klage seinen Freund, den Herrn von Hormayr, an, daß er den Erzherzog verleitet, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen.

Ach, einer Verschwörung, rief der Kaiser freudig. Und die Verschwörung soll hier in Wien zum Ausbruch kommen?

Nein, Majestät, sie soll in Tyrol zum Ausbruch kommen. Ew. Majestät wissen und haben selbst genehmigt, daß wir, die Anführer der Tyroler Bewegung von 1809, uns jetzt wieder mit den Tyroler Kämpfern jener Tage in Einvernehmen gesetzt, die Gemüther aufgeregt und die Hoffnung erweckt haben, daß jetzt vielleicht die Zeit gekommen, in der sich die Tyroler endlich ihre Freiheit erkämpfen wollen, und können. Ganz Tyrol, Vorarlberg, Kärnthen und Kroatien ist bereit zu den Waffen zu greifen, der Graf Nugent hat Kärnthen und Kroatien aufgewiegelt, die Sendlinge des Erzherzogs und Hormayrs haben in Tyrol und Vorarlberg die Gemüther aufgeregt, heimliche Verschwörungen angezettelt, Geld und Waffen vertheilt. Alles ist bereit und wartet nur, daß das Zeichen zur offenen Empörung gegeben werde.

Ich weiß das Alles, sagte der Kaiser. Es ist mit meiner Einwilligung geschehen, und der Polizei-Präsident Hager selbst hat mit den Tyroler Anführern, die hieher kamen, unterhandelt.

Er hat mit denen unterhandelt, Majestät, welche nach Wien kamen, weil sie bei Ew. Majestät um Beistand flehen wollten, aber nicht mit denen, welche heimlich hier waren, von denen der Herr Polizei-Präsident nichts wußte, weil sie bei mir verborgen waren.

Bei Ihnen? fragte der Kaiser lebhaft.

Ja, bei mir, Majestät. Der Erzherzog Johann hatte mir befohlen, diese Männer, die er hieher berufen, bei mir zu verstecken, und ich that es, denn damals glaubte ich, daß diese Umtriebe zu dem von Ew. Majestät genehmigten Zwecke geschähen, und daß man mit der Revolution in Tyrol nichts weiter beabsichtigte, als sich frei zu machen von der Oberherrschaft Baierns, um unter den schützenden und geliebten Adler Eurer Majestät zurückzukehren.

Und jetzt glauben's das nicht mehr?

Nein, Majestät, jetzt kann ich nicht mehr glauben, denn ich weiß, daß es nicht so ist. Die Tyroler, welche ich hier verstecken mußte, waren nicht auf den Ruf Eurer Majestät gekommen, sondern auf den Ruf des

Erzherzogs Johann, die Verschwörung soll nicht für Ew. Majestät gemacht werden, sondern für Den, welchen die Tyroler den Herrn des Gebirges nennen, für den Erzherzog Johann.

Hören's, rief Franz, es ist eine harte Beschuldigung, welche Sie da vorbringen.

Ich kann zu meinem eigenen Schmerz beweisen, daß sie die lautere Wahrheit enthält, sagte Roschmann traurig. Wäre das nicht der Fall, so würde mein Gewissen mir nicht die furchtbare Pflicht auferlegt haben, zu Ew. Majestät zu kommen, um die Männer anzuklagen, welche ich liebe und verehre, und welche nur der Ehrgeiz und die schwärmerische Liebe zu Tyrol auf Abwege geführt hat.

Nun denn, wenn es die Wahrheit ist, was Sie sagen, so muß ich sie hören, sagte der Kaiser. Sprechen Sie also. Es existirt eine Verschwörung in Tyrol?

Ja, Majestät, eine weit verzweigte, mächtige und starke Verschwörung. Der Herr von Hormayr, der Freund und Vertraute des Erzherzogs Johann, ist das Haupt und der Centralpunkt der ganzen Verschwörung. Er hat mit Energie, Talent und Localkenntniß alle Einleitungen getroffen, so daß ein glänzenderer und entscheidenderer Erfolg wie 1809 un-

zweifelhaft scheint. Diesmal ist schon bereit, was damals gar nicht, oder viel zu spät eingetroffen war: Geld und Waffen. Die Agenten Englands, welche zu den Vertrauten des Erzherzogs gehören, haben mit dem größten Eifer für Beides gesorgt, und sie haben viel größere Unterstützungen an Geld und Waffen zugesagt, sobald der Erzherzog Johann sich entschließt, selbst nach Tyrol zu gehen, um die Fahne des Aufruhrs emporzuheben, und die Tyroler zu den Waffen zu rufen. Denn den Engländern ist Alles daran gelegen, daß ein Oesterreichischer Prinz einen entscheidenden Schritt thue, welcher Oesterreich compromittire, und es dem Kaiser unmöglich mache, wieder zurückzutreten, oder Napoleon noch länger an seine Freundschaft und Aufrichtigkeit glauben zu machen.

Aber da sehe ich noch halt immer kein Verbrechen, rief der Kaiser ungeduldig. Der Erzherzog Johann und Hormayr dürfen immerhin die Tyroler revolutioniren, ich hab's ja zugestanden, sie dürfen auch mit den englischen Agenten unterhandeln, und Geld und Waffen von ihnen nehmen, ich hab's erlaubt, vorausgesetzt, daß sie's geheim thun, und sich nit den Anschein geben, als wüßt' ich davon.

Freilich, Majestät, sagte Roschmann traurig, es

sieht so aus, als ob das Alles ganz loyal und gesetzmäßig sei, und dennoch liegt dem Allen eine ungeheure Falschheit zum Grunde, denn diese Verschwörungen, und alle diese Dinge, welche in Tyrol vorbereitet werden, bezwecken ja nicht bloß die Wiedervereinigung Tyrols mit dem Hauptkörper der Monarchie, und sind nicht auf Ew. Majestät gerichtet! Sie wollen ganz etwas Anderes, etwas Unerhörtes! Sie wollen völlige Freiheit und Selbstständigkeit Tyrols, sie wollen die Wiederherstellung der alten freisinnigen Constitution, sie wollen ein selbstständiges Reich, an dessen Spitze der Erzherzog Johann steht, sie wollen ein Königreich Rhätien schaffen.

Ein Königreich Rhätien! rief Franz zusammenzuckend. Was ist denn das, und wo liegt es?

Majestät, das Königreich Rhätien liegt in Tyrol, Vorarlberg, Kärnthen, Kroatien und Illyrien, es besteht aus den Gebirgs- und Küstenländern, die die Schweiz, Italien und das Adriatische Meer begrenzen, und der Erzherzog Johann soll der König dieses neuen Reiches werden.

Und er hat eingewilligt? fragte der Kaiser mit so drohender zorniger Stimme, daß Roschmann erbebte.

Majestät, ich weiß es nicht, sagte er leise und

schüchtern, ich weiß nicht, ob der Herr Erzherzog die Pläne Hormayrs in ihrer ganzen Ausdehnung kennt, oder ob er in seiner schwärmerischen und begeisterten Liebe für Tyrol nur die Mittel im Auge hat, aber den eigentlichen Zweck übersieht.

Er hat nicht mit Ihnen davon gesprochen? Er hat nicht gesagt, daß er sich das Königreich Rhätien erobern will?

Majestät, ich gehöre nicht in den innersten Kreis der Verschwornen und Vertrauten, ich bin erst bis in den zweiten Kreis vorgeschritten, und Hormayr sucht mit eifersüchtiger Wachsamkeit mich von dem innigsten Vertrauen des Erzherzogs fern zu halten.

Sie müssen aber durchaus darnach streben, zu den äußersten und innersten Vertrauten des Erzherzogs zu gehören, rief der Kaiser lebhaft. Sie müssen alle Geheimnisse des Erzherzogs ergründen, alle seine Pläne erforschen. Ich mache Ihnen das zur heiligsten Pflicht, ich befehle Ihnen das, als Ihr Kaiser und Ihr Herr!

Majestät, es ist eine sehr schwierige und gefährliche Aufgabe, welche mir Ew. Majestät da stellen. Ich soll mich in die gefährlichsten Geheimnisse des edlen Erzherzogs einschleichen, ich soll mir sein rückhaltloses

Vertrauen erwerben, und alsdann, nicht wahr, alsdann soll ich ihn verrathen?

Alsdann sollen Sie mir diese Pläne mittheilen, welche das Unglück des Erzherzogs und Tyrols zur Folge haben müßten, wenn sie ausgeführt würden. Sie sollen den Erzherzog und Tyrol retten, indem Sie mir jene Pläne und Geheimnisse hinterbringen.

Aber ist's nicht genug mit dem, was ich Ew. Majestät heute gesagt habe? fragte Roschmann schmerzlich. Ich habe Ew. Majestät die geheimsten Gedanken und Wünsche der Verschwornen verrathen, es liegt jetzt in der Hand Eurer Majestät, zu verhindern, daß diese Gedanken zu Thaten werden. Ew. Majestät haben nur nöthig, den Herrn Erzherzog zu warnen vor dem Abgrund, zu dem sein so edler Enthusiasmus ihn hingezogen, nur nöthig, den Herrn von Hormayr vielleicht aus der Umgebung des Erzherzogs zu entfernen, und in eine andere Stadt der Monarchie zu versetzen, und die ganze Verschwörung wird wie eine Seifenblase zerplatzen.

Aber sie soll nit zerplatzen, rief der Kaiser heftig. Werd' mich wohl hüten, den Herrn Erzherzog zu warnen, er würd' mir Alles ableugnen, und ganz und gar unschuldig sein. Werd' auch nit so langmüthig

sein, den Hormayr bloß unschädlich zu machen, indem ich ihn in eine andere Stadt schicke. Ich will Beweise haben von den Plänen des Erzherzogs, Beweise von den Umtrieben und Verschwörungen des Herrn von Hormayr, und wenn ich die hab', so werde ich ihn versetzen, aber in ein Gefängniß, so werd' ich ihn strafen als den Verführer des Erzherzogs, den Hochverräther an seinem Kaiser! Ihnen aber, Herr von Roschmann, Ihnen befehle ich, daß Sie mir diese Beweise schaffen. Ihnen befehle ich, daß Sie die Pläne des Erzherzogs nit allein ergründen, sondern, daß Sie dieselben nach besten Kräften fördern und unterstützen, daß Sie ihm helfen und beistehen und dann erst, wenn die Sach' ganz reif ist, wenn sie kurz vor dem Ausbruch ist, wenn es nit mehr möglich sie abzuleugnen, und als eine Verleumdung zu erklären, dann ist es Zeit, daß ich dazwischen trete, und die Verführer meines Bruders, die Hochverräther an ihrem Kaiser bestrafe. Geben Sie mir daher Beweise, Beweise, daß Sie kein Verleumder sind, daß Sie die Wahrheit gesagt, und daß Jene schuldig sind. Beweise, ich befehle es Ihnen!

Wenn Ew. Majestät befehlen, so ist es meine

Pflicht zu gehorchen, seufzte Roschmann. Ich werde mich einschleichen in das Vertrauen des edlen Erzherzogs, ich werde ihm seine Geheimnisse stehlen, um sie zu Eurer Majestät Füßen niederzulegen. Aber wollen Ew. Majestät gnädigst bedenken, daß ich meine Ehre, mein Gewissen, und meine Redlichkeit hingebe an die Sache Eurer Majestät, und wollen Sie mir daher verzeihen, wenn ich an Ihre Gnade vier Bedingungen stelle, ohne deren Erfüllung ich die Befehle Eurer Majestät nicht vollführen kann.

Nennen Sie mir Ihre vier Bedingungen.

Zum Ersten: Ew. Majestät geben mir carte blanche für jeden Schritt, den ich thue. Damit die Verschwornen an mich glauben, muß ich mich in allen Dingen voranstellen, muß mich am meisten compromittiren. Nur auf diese Weise kann ich in alle ihre Geheimnisse eindringen, nur auf diese Weise kann ich die ganze Sache in die Hand bekommen, kann sie so weit gehen lassen, als Ew. Majestät es will, und sie augenblicklich ersticken, wenn Ew. Majestät es befehlen. Also carte blanche, Majestät, und völlige Straflosigkeit für Alles, was ich

im Dienste Eurer Majestät, jetzt unternehmen und thun will.*)

Zugestanden, rief der Kaiser. Jetzt Ihre zweite Bedingung.

Zum Zweiten: Sobald Ew. Majestät es an der Zeit halten die Sache zur Entscheidung und zum Bruch zu bringen, muß das Ganze als ein Staatsstreich behandelt und ausgeführt werden. Nie darf eine gesetzliche Untersuchung Statt finden, denn sonst wäre ich, zum Lohn für meine Aufopferung, bei der ersten Confrontation bloßgestellt und gebrandmarkt.**)

Zugestanden! Ihre dritte Bedingung?

Zum Dritten: Ich werde Herrn von Hormayr, das Haupt der Verschwörung, schwer anklagen müssen. Aber Herr von Hormayr ist mein Freund, ich habe ihm von frühester Jugend an sehr viel zu danken. Ich muß daher das kaiserliche Wort haben, daß Hormayr zwar unschädlich gemacht werde, aber daß man ihm, dem Familienvater, seine Existenz sichere, um so mehr, da er 1809 so viel gethan, so viel

*) Roschmanns eigene Worte. Siehe: Lebensbilder II. 439.

**) Roschmann's eigene Worte. Siehe: ebendaselbst.

geopfert hat. Auch um Hormayr's willen darf die Justiz sich nicht einmischen.

Ich geb' Ihnen mein kaiserliches Wort. Jetzt Ihre vierte und letzte Bedingung!

Zum Vierten: Ew. Majestät sichern den edlen Erzherzog vor der Gefahr, durch seine Begeisterung für Tyrol auf gefährliche Pfade fortgerissen zu werden, aber Ew. Majestät zürnen und strafen nicht. Der Erzherzog Johann ist mein Wohlthäter, mein Gönner, ich würde es nicht ertragen, wenn er durch mich auch nur eine unangenehme Stunde haben könnte. Ich muß daher um so mehr auf meiner zweiten Bedingung bestehen, daß das Ganze wie ein Staatsstreich behandelt werde, und niemals gerichtliche Untersuchung stattfinde.*) Mögen Ew. Majestät die Pläne des Erzherzogs vernichten, aber mögen Sie ihm nicht zürnen, sondern ihn lieben, wie er es verdient*).

Ei ja, ich werd' ihn lieben, wie er es verdient, den guten Erzherzog Johann, rief der Kaiser höhnisch. Ich versprach Ihnen, daß ich das thun werde. Das sind also Ihre Bedingungen?

Ja, Majestät, das sind sie alle.

---

*) Auch die dritte und vierte Bedingung enthält Roschmann's eigene Worte.

Und Sie fordern für sich gar nichts? Gar keine Belohnung?

Oh Majestät, rief Roschmann schmerzlich, ich opfere Ihnen Alles, aber wenn ich dafür eine andere Belohnung wollte, als das Bewußtsein, in religiöser Treue und Anhänglichkeit an meinen Monarchen meine Pflicht gethan zu haben, so wäre ich ein ehrloser Schurke, ein zweiter Judas Ischarioth, der um des Geldes willen zum Verräther ward.

Nun, nun, sagte der Kaiser lächelnd, der Judas Ischarioth war auch so nit ganz und gar ein Verbrecher. Von Seiten der Religion muß man ihn freilich verdammen, aber von Seiten der Politik hatte er eigentlich nicht ganz Unrecht, daß er, was ihm als gefährliche Umtriebe gegen die Rechte und Sicherheit des Staats erschien, den Behörden anzeigte. Die Behörden erkannten das auch an, indem sie ihn belohnten, und so werde ich auch Sie belohnen, mein lieber Herr von Roschmann, sobald Sie fortfahren Ihre Schuldigkeit zu thun, und sobald Sie mir melden können, die Verschwörung sei vollkommen reif, und zum Ausbruch fertig. Dann werde ich den Erzherzog Johann retten, die Schuldigen strafen und Sie belohnen. Aber es ist nothwendig, daß diese Sache

ganz geheim behandelt, und daß so wenig als möglich davon gesprochen werde. Deshalb will ich unmittelbar von Ihnen selber Ihre Berichte empfangen, und zwar wie heute, ohne Zeugen. Je sorgfältiger das Geheimniß bewahrt wird, desto weniger ist zu fürchten, daß die Verschwornen Argwohn schöpfen, und gewarnt werden. Nun sein Sie thätig, verschwiegen und klug. Leiten Sie die Sache so geschickt, daß Sie mir in wenigen Wochen die Vollendung der Verschwörung anzeigen können, und Sie dürfen meiner Zufriedenheit gewiß sein!

Majestät, und diese Zufriedenheit meines Kaisers ist der einzige Lohn, welchen ich begehre und erstrebe.

Rufen Sie jetzt den Grafen Herrn von Metternich!

Herr von Roschmann eilte, die Thür des Nebengemachs zu öffnen, und der Graf trat ein.

Herr Graf, sagte der Kaiser, ich danke Ihnen, daß Sie mir Herrn von Roschmann zugeführt haben. Er ist ein treuer und eifriger Beamter, und hat mir wichtige Dinge anvertraut. Ich wünsche ihn öfter persönlich zu sprechen, und unmittelbar seine Berichte zu empfangen. So oft er mir wichtige Nachrichten mitzutheilen hat, soll er Ihnen davon die Anzeige machen, Sie melden es alsdann mir, und ich werde

durch Sie dem Herrn von Roschmann sagen lassen, um welche Stunde ich ihn empfangen will. Für heute gute Nacht, meine Herren, und vor allen Dingen: Verschwiegenheit!*)

*) Ueber diese ganze Unterredung siehe: Lebensbilder II. 436 folgd.

## IX.

# Volk und Pöbel.

Eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich auf dem Ballplatz in Wien versammelt, und immer neue Volksschaaren strömten aus den benachbarten Straßen herbei. Niemand hatte die Leute zusammengerufen, Niemand wußte eigentlich auch, weshalb er da war, und doch war ein wunderbares Glänzen in allen Angesichtern, und doch leuchteten Aller Augen, und ein freudiges Jauchzen rauschte zuweilen durch die Menge hin, und verlor sich dann wieder in sanftem Murmeln und leisem Geflüster.

Hier und dort durch die Menge sah man einzelne Männer geschäftig sich Bahn machen, und mitten hinein in das dichteste Gewühl sich drängen. Dort standen sie alsdann einen Moment still, sprachen mit Diesem und Jenem ein paar rasche, flüsternde Worte

und wenn sie dann leise und eilig wieder aus dem Gewühl entschlüpften, sah man in den Händen Derer, zu Denen sie gesprochen, weiße Bogen Papier, auf denen mit großer Schrift einige Zeilen gedruckt waren. Und die Männer, welche diese Papiere gebracht, schlüpften weiter, immer wieder in neue Kreise des Gedränges hinein, und wie bei den Taschenspielern schien auch ihr Hut und ihre Brusttasche unerschöpflich, denn immer mehr bedruckte Papiere vertheilten sie unter die Menge, und je mehr sie vertheilt, desto lauter ward das Jauchzen des Volkes, und immer strahlender wurden die Angesichter, und die Augen, welche sich auf das Papier hefteten, leuchteten auf, wie in Freude und Verklärung.

Freilich schlüpften auch hier und da andere Männer durch das Volksgewoge, Männer mit finsterm Blick und düstern Mienen, Männer, welche keine Papiere vertheilten, sondern Diejenigen, welche sie in Händen hielten, mit spähenden Augen überwachten, und überall mit grollenden drohenden Stimmen fragten: wo sind die Leute, welche Euch das Papier gegeben? Zeigt mir doch den, der es Euch gab?

Aber so oft diese leise hastige Frage gethan ward, lachte das Volk die Frager aus, nicht mit jenem hei-

tern übermüthigen Lachen, wie es sonst den fröhlichen Wienern eigen ist, sondern mit einem spöttischen, verächtlichen Lachen, und die einzige Antwort war, daß Einer dem Andern, mit erhobenem Finger auf die Frager hindeutend, das einzige Wort: „Spitzerl" entgegenrief.

Und wenn die düstern Männer dies Wort gehört, warfen sie wohl drohende Blicke umher, aber sie wagten nicht, mit Worten zu drohen, oder ihre schwere Hand auf Diejenigen zu legen, welche sie so beschimpft mit dem Spottnamen der Polizeispione, sondern sie zogen es vor, sich gleichsam in den rauschenden Volkswogen schweigend unterzutauchen, eine Strecke unter diesen Wogen dahin zu schwimmen, um dann an irgend einer andern Stelle unbemerkt wieder emporzutauchen, und auf's Neue zu forschen und zu fragen nach Denen, welche diese gedruckten Zettel vertheilt.

Aber diese hatten jetzt ihr Werk vollendet, ihre Hüte und ihre Taschen waren leer, ihre Arbeit war gethan, und sie konnten jetzt den Schauplatz ihrer Thaten verlassen. Auch flüsterte man hier und da ihnen hastig zu: macht fort! Eilt Euch! Die Spitzerls sind auf Eurer Spur! Sie haben's gesehen, daß Ihr die Blätter vertheilt! Sie werden Euch verhaften! Eilt Euch!

Und bereitwillig öffnete sich mitten im Gedränge eine Gasse für die Enteilenden, und schloß sich ebenso hastig wieder hinter ihnen, wenn die „Spitzerl“ den Andern folgen, und mit ihnen hinein schlüpfen wollten in die kleine Gasse. — Das Volk schützte seine Freunde, und sie konnten frei und ungehindert den Kohlmarkt wieder verlassen, konnten in die nächste Straße hinein sich drängen und schieben lassen, und dort unter dem Gewühl des immer noch herbei strömenden Volkes sich verlieren.

Hätten indessen die Spitzerl ihnen folgen können, so würden sie gesehen haben, wie aus dem Gedränge der Straße vier Männer allmälig sich Bahn machten, und in eine Nebengasse einbiegend, rüstig dahin schritten, alle Vier denselben Weg einschlagend, aber ohne, wie es schien, einander zu kennen, ohne Notiz von einander zu nehmen, ohne zu einander zu sprechen. Zuweilen blickten sie scheu hinter sich, als glaubten sie sich verfolgt, und dann, wenn sie sich überzeugt, daß Niemand hinter ihnen war, dann allmälig ward ihr Schritt langsamer, und sie wagten es, sich mehr einander anzunähern, und leise einige Worte zu einander zu sprechen.

So gingen sie hastig weiter, immer weiter bis in

die entlegensten und einsamsten Gegenden der Leopoldstadt hinein. Jetzt schritten sie eine ärmliche, schmutzige, von niedrigen Häusern besetzte Straße hinab. Vor dem niedrigen, düstern Hause am Ende derselben blieben sie stehen, und der Erste von ihnen zog drei Mal hastig an der Klingel, die sich neben der schmutzigen, schmalen Eingangsthür des Hauses befand.

Jetzt vernahm man innerhalb Schritte, die sich näherten, und eine Stimme fragte: wer ist da?

Vier Freunde vom Kohlmarkt, sagte der Eine der vier Männer. Sofort ward die Thür geöffnet, die vier Männer traten in das Haus ein, und schritten über den Flur in ein großes niedriges Zimmer, dessen Thür offen war. In diesem Zimmer befand sich nichts, als eine kleine Druckermaschine, zwei Setzkasten mit den Bogenrahmen für den Setzer, davor eine Menge weißer Papierballen, die hoch aufgestapelt an den Wänden umherstanden, und ein einfacher, mit Papieren bedeckter Schreibtisch, vor welchem, den Rücken nach der Thür hingewandt, ein Herr eifrig mit Schreiben beschäftigt war.

Als er indessen das Eintreten der vier Männer hörte, wandte der Herr sich um, und nickte ihnen

freundlich zu. Seid Ihr wieder da? fragte er. Glücklich davon gekommen?

Ja, Herr Kreishauptmann, wir sind wieder da, und obwohl viel Spitzerl auf dem Kohlmarkt waren, hat doch Niemand gewagt, uns anzuhalten. Das Volk war zu übermächtig, und die Spitzerl wagten es nicht.

Und Ihr habt alle Blätter vertheilt?

Ja, Herr Kreishauptmann, wir haben sie alle vertheilt. Die Leute griffen darnach, als wären's herrliche Kostbarkeiten, die wir ihnen darböten.

Aber wie habt Ihr's angefangen, daß Ihr so viel Volks zusammenbrachtet?

Oh, das war nicht schwer, Herr von Roschmann, sie kamen von selbst, wie das halt so geht in Wien. Wir Vier stellten uns zusammen mitten auf den Kohlmarkt, und sprachen laut und erregt zu einander von den wundervollen Nachrichten, die aus Preußen angekommen. Einige Vorübergehende blieben stehen, um uns zuzuhören, und wir gaben ihnen eins von unsern Placaten. In einer Viertelstunde hatten sich wohl hundert Menschen versammelt, und sie rissen sich um die fünf Placate, die wir verstohlen ausgetheilt. In einer halben Stunde waren tausend Men-

schen da, und in einer Stunde wimmelte der ganze Platz von Menschen.

Und wie nahmen sie die Nachricht auf?

Mit allgemeiner Freude, mit Jauchzen und Enthusiasmus, und sie schützten uns deshalb auch gegen die Spitzerl, die uns gern verhaftet hätten.

Gut, ich bin mit Euch zufrieden, sagte Herr von Roschmann. Ihr seid gute und geschickte Arbeiter, und vortreffliche Volksaufwiegler. Erinnert Euch, daß Alles dies geschieht nur zum Heil unsers Vaterlandes, daß wir nur heimlich auf unserer Presse die prächtigen Nachrichten aus Preußen drucken lassen, weil Herr von Metternich nicht duldet, daß sie öffentlich gedruckt werden, daß wir nur deshalb sie unter das Volk bringen, weil Herr von Metternich sie dem Volk entzieht, weil er will, daß Oesterreich der Bundesgenosse von Frankreich bleibe, mit Frankreich kämpfe gegen Rußland, gegen Deutschland, gegen ganz Europa.

Aber das Volk von Oesterreich will das nicht, rief einer der vier Männer, das Volk haßt den Kaiser von Frankreich, und will nicht mehr für ihn kämpfen.

Aber der Graf Metternich will es und redet dem

Kaiser vor, daß das Volk sich nichts Anderes ersehnt, als die Fortdauer der Freundschaft Napoleons. Deshalb, so lang wir nicht kämpfen dürfen mit den Waffen von Stahl und Eisen, müssen wir kämpfen mit den Waffen des Geistes, und die Druckerschwärze und Eure Lettern, das sind die Truppen, die wir gegen ihn in's Feld schicken. Ihr seid die Feldherren dieser Truppen, und habt Euch wohl verdient gemacht um das Vaterland. Empfangt also für den heutigen Tag Euren Lohn. Zuerst hier die Tagesgage für Eure Arbeit als Setzer und Drucker, und dann hier für Euer Zustandebringen des Volksauflaufs. Morgen früh aber kommt wieder hieher. So Gott will, sind wieder neue und erfreuliche Nachrichten angelangt, die wir für das gute Volk von Wien drucken wollen. Geht, lieben Freunde! Aber verlaßt nicht zusammen das Haus, sondern einzeln, Einer nach dem Andern, damit, wenn Aufpasser in der Nähe sein sollten, sie nicht Verdacht schöpfen. Sagt auch meinem Portier, dem Peter, er soll sorgsam hinter Euch die Thür wieder verriegeln und verschließen, damit Niemand hier unbefugter Weise eindringen kann. Denn wenn man unsere geheime Druckerei hier findet, so sind wir Alle mitsammen

verloren, und nicht bloß wir allein, sondern auch der edle hohe Gönner, auf dessen Befehl wir thätig sind. Geht! Für morgen heißt die Parole für das Oeffnen der Thür! „Erzherzog Johann", und der Portier wird fragen: „woher kommt Ihr"? Fragt er anders, so lauft, so schnell Ihr könnt, von dannen, denn alsdann ist es nicht der Peter, der fragt, sondern vielleicht irgend ein Polizeimann, der Euch abfangen will. Auf morgen also, und vergeßt nicht die Parole: „Erzherzog Johann"! —

Ich denke, das ist schlau, sagte Roschmann, als er allein war, auf diese Weise ziehe ich auch den Namen des Erzherzogs immer mehr in den Vordergrund und gewinne immer mehr Anhaltspunkte für die spätere Anklage. Man wird ja doch eines Tages diese guten Drucker und Volksaufwiegler verhaften, und sie werden dann wohl eingestehen, daß sie Alles im Namen und Auftrag des Erzherzogs Johann gethan. — Aber er ist doch immer noch gar schlau und besonnen, der gute Erzherzog, fuhr Roschmann fort, indem er, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab ging. Der Hormayr bewacht ihn, wie ein eifersüchtiger Liebhaber, und mahnt ab von jedem Schritt, der den Erzherzog compromittiren

könnte. Die Folge davon ist, daß ich noch immer nichts Compromittirendes in Händen habe, und daß, wenn der Kaiser ungeduldig wird, und von mir Beweise verlangt, ich ihm noch immer keine Beweise vorlegen kann. Das muß anders werden, durchaus anders. Es ist nicht genug, daß der Erzherzog durch mich mit den Tyrolern correspondirt, er muß es auch unmittelbar thun, er muß schriftlich mit den Tyroler Verschwornen sich besprechen, damit ich etwas Schwarz auf Weiß habe, das gegen ihn zeugt. Ich muß auch seine Papiere haben, damit ich dem Kaiser beweisen kann, daß er mit allen Häuptern der Verschwörung in Verbindung steht, und von allen Berichte erhält. Aber wie fange ich es an, daß ich diese Papiere bekomme? Man müßte ihn glauben machen, diese Papiere seien bei ihm selber nicht sicher, und er thäte besser, sie irgend einem Freund anzuvertrauen, der — Ach, unterbrach sich Roschmann auf einmal freudig, ach, da kommt mir ein wundervoller Gedanke! Ja ja, er muß Camilla seine Papiere anvertrauen. Hurrah! Jetzt seh' ich Land! Er muß Camilla seine Papiere anvertrauen! Noch heute will ich ihn dazu bereden! —

Und Herr von Roschmann nahm hastig seinen

Hut und eilte durch die kleine Hinterthür des Hauses von dannen.

Indessen war das Volk auf dem Ballplatz noch immer versammelt, und immer neue Schaaren waren von allen Seiten herbeigeströmt, so daß auch die dem Platz zunächst belegnen Straßen angefüllt waren von dichtgedrängten Menschenmassen. Aber da die Männer, welche die Placate ausgetheilt, jetzt verschwunden waren, so wußten auch diese neuen Schaaren nicht, um was es sich handle, ein verworrenes Schreien und Fragen erfüllte daher die Luft, und die einzelnen Blätter, welche von dem Platz den Fernstehenden zugereicht wurden, verschwanden schnell unter der neugierigen Menge, oder wurden im Eifer von den vielen Händen, welche zu gleicher Zeit darnach griffen, zerrissen, ehe man Zeit gehabt sie zu lesen.

Eben wieder hatte eine mitleidige Hand eins der Placate hoch in die Luft geworfen, und der Wind hatte das Placat großmüthig in die Schauflergasse hinein geweht. Grade in den dichtesten Menschenknäuel war es niedergefallen, und eine Hand hatte sich erhoben, um es rasch zu ergreifen.

Sofort riefen hundert Stimmen ringsumher: Lest laut, was auf dem Blatt geschrieben steht! Lest! Lest!

Ja, lieben Freunde, rief eine frische jugendliche Männerstimme, ich möchte wohl lesen, und Euch die prächtigen Nachrichten mittheilen. Ihr werdet mich jedoch nicht verstehen.

Hebt ihn empor, rief und schrie die Menge, hebt ihn hoch über unsere Köpfe empor, daß wir ihn Alle sehen und Alle hören können, was er liest!

Ja, ja, hebt ihn empor, jubelten auch die Fernerstehenden, und auf einmal jetzt sah man hoch über den Köpfen des Volks eine männliche Gestalt erscheinen, von zwanzig Armen emporgehoben, und dann fest und sicher placirt auf dem Balcon eines an der Ecke des Kohlmarkts belegenen Hauses. Es war eine schlanke jugendliche Gestalt in eleganter modischer Kleidung, ein interessanter Kopf, umwallt von langen braunen Locken, die zu beiden Seiten des schmalen edlen Angesichts niederfielen. Aus diesem Angesicht leuchteten Frohsinn und Güte, und der Blick, welcher jetzt aus den tief blauen feurigen Augen über die wogende Menge hinschweifte, strahlte von Freude und Vergnügen.

Theodor Körner, rief Einer aus dem Volk, seine Mütze hoch emporschwingend. Schaut ihn nur an, das ist Theodor Körner, der Dichter des Zriny!

Der Dichter der Banditenbraut! rief ein Anderer.

Der Dichter der Rosamunde! brüllte ein Dritter. Hurrah, Theodor Körner lebe hoch!

Hurrah, Theodor Körner lebe hoch, rief die Menge ihm nach, und schwenkte die Hüte und Mützen empor, und ließ dreimal in jauchzendem Chor ein Hurrah für Theodor Körner erschallen.

Das Angesicht des jungen Dichters hatte sich sanft geröthet, seine Augen leuchteten höher auf, und wie er nach allen Seiten hin dankte und grüßte, glänzte sein Antlitz als habe ein Sonnenstrahl es getroffen.

Wollt Ihr jetzt hören, meine Freunde? fragte er dann mit seiner volltönenden Stimme.

Ja, wir wollen hören, Theodor Körner soll lesen, rief die Menge. Still, still, Theodor Körner soll lesen.

Wie durch einen Zauberschlag verstummte jetzt auf einmal alles Geräusch, und tiefe Stille trat ein. In athemlosem Schweigen horchte die Menge auf diese Stimme, die hoch über ihren Häuptern erschallte, auf die Worte, die sie ihnen verkündete.

„Deutschland ist erwacht, las Theodor Körner. Deutschland ist erwacht, aus dem Schlaf und der Erniedrigung erhebt es sich neu gekräftigt, und fühlt

seine Manneskraft und seine Stärke. Von Osten her geht die Sonne auf über Europa, von Osten her sendet sie ihre Strahlen über Deutschland, und verkündet uns, daß der neue Tag beginnen, daß das Volk aufstehen und sich den Sclavenketten entwinden soll, mit welchen der Fürst der Finsterniß es in der langen Nacht der Trübsal gefesselt hatte. Von Osten her geht die Sonne auf, kommt Alexander mit seinen tapfern Schaaren, und zuerst ist von seinem Heldenschritt sein Freund und Nachbar, ist Preußen aufgewacht, und hat seine Kette zerrissen? Ja, Preußen ist erwacht, und sein König ruft sein Volk zu den Waffen. Der König Friedrich Wilhelm hat sich von Berlin nach Breslau begeben, und die edlen und freisinnigen Männer seines Landes um sich versammelt. Er hat durch den tapfern Freiherrn von Stein mit dem Kaiser von Rußland ein Bündniß abgeschlossen, dessen Zweck es ist, Europa und zunächst Deutschland zu befreien, Preußen seine frühern Grenzen wieder zu erobern, dem Kaiser Napoleon sofort den Krieg zu erklären, und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis Norddeutschland gänzlich vom Feinde befreit ist.*) Brüder, das ist das

---

*) Pertz: Leben des Freiherrn von Stein. III. 305.

Bündniß, welches die Herrscher von Rußland und Preußen am siebenundzwanzigsten Februar unterzeichnet haben. Sie wollen nicht eher ruhen und rasten, bis sie Norddeutschland vom Feinde befreit haben. Aber Süddeutschland? Wollen wir denn ruhen und rasten? Wollen wir unsern Kaiser nicht beschwören, sich mit den beiden edlen Fürsten zu vereinen, und mit ihnen auch Süddeutschland zu befreien? Brüder, wollen wir ruhen und rasten?"

Nein, nein, brüllte die Menge, als Theodor Körner zu Ende gelesen, nein, wir wollen nicht ruhen und rasten! Nein, wir wollen kämpfen und uns befreien.

Wir wollen nicht ruhen und rasten, bis nicht auch Süddeutschland befreit ist! rief Einer. Auch Oesterreich muß sich seine frühern Grenzen wieder erobern!

Wir wollen zum Kaiser gehn und ihn bitten, daß er auch Napoleon den Krieg erklärt! schrie ein Anderer.

Ja, rief ein Dritter, und dann wollen wir ihn bitten, daß er den Erzherzog Carl wieder zum Generalissimus macht.

Und daß er den Erzherzog Johann nach Tyrol schickt, damit er die Tyroler befreit, kreischte ein Vierter. Kommt, kommt, laßt uns zum Kaiser gehen,

er soll den Erzherzog Carl zum Generalissimus, und den Erzherzog Johann zum Befreier Tyrols ernennen. Hurrah, es leben die Erzherzöge Carl und Johann. Laßt uns zum Kaiser gehen!

Ja, laßt uns zum Kaiser gehen, brüllte die Menge in einem riesenhaften Chor, und die schwarze Masse begann sich jetzt zu bewegen, sich schwerfällig und langsam hin und her zu schieben, und endlich, einem ungeheuren Strom gleich, die breite Schauflergasse hinunter zu rauschen.

Es lebe Erzherzog Carl, es lebe der Erzherzog Johann, brüllte und schrie die Menge, während sie sich die Straße hinunter wälzte und nach der Burg hinwandte, es lebe der Generalissimus, es lebe der Befreier von Tyrol!

Dieses schmetternde Jauchzen durchschallte die weite Straße, und schlug auch an die Fenster, hinter denen Graf Metternich stand, und von den Vorhängen beschattet, den Zug des lärmenden Volks sich vorüber wälzen sah.

Ein triumphirendes Lächeln umspielte den feinen Mund des Grafen, und sein schönes Angesicht strahlte in stolzer Freude.

Ruft Ihr nur, sagte er leise mit dem Kopf nickend,

ruft nur so laut nach Euren Lieblingen, daß der Kaiser Franz es hören muß. Ihr erspart mir dadurch viel Müh' und Arbeit, und macht es mir weit leichter, die lästigen Feinde bei Seite zu drängen.

Eben rief und jauchzte es wieder von da unten herauf: Hurrah! Es lebe Erzherzog Carl, der Generalissimus, es lebe der Erzherzog Johann, der Befreier von Tyrol!

Sehr schön, sagte Metternich Beifall nickend, wenn der Kaiser das hört, so bin ich sicher, daß der Erzherzog Carl nicht Generalissimus wird, und der Erzherzog Johann nicht nach Tyrol gehen darf. Ja, ja, liebt sie nur recht, die Herren Erzherzöge, das ist das sicherste und richtigste Mittel, um sie dem Kaiser verdächtig zu machen, und mich von ihren ehrgeizigen Intriguen und Machinationen zu befreien. In der That, Hudelist hat da einen vortrefflichen Einfall mit dem Herrn von Roschmann gehabt, und uns einen gar geschickten Agitator geworben! Er macht seine Sache ja ganz vortrefflich, dieser gute Roschmann; wenn er so fortfährt, wird man nicht umhin können, ihn eclatant zu belohnen, und seine Brust mit einem Ordenskranz zu decoriren. Aber ich will doch jetzt zum Kaiser und sehen, wie er diesen Fastnachtsscherz

des reizenden Pöbels, der sich so gern „das allmächtige Volk" nennt, aufnimmt. Er könnt' im ersten Zorn dem lieben Pöbel die Ehr' anthun wollen, es mit Gewalt auseinander treiben zu wollen; das muß ich verhüten. Eilen wir also! Denn das Geschrei ist verstummt, und die Spitze der Colonne mag jetzt schon bei der Burg angelangt sein! —

Graf Metternich hatte richtig vermuthet. Der Kaiser, auf's Aeußerste gebracht durch das Geschrei des Volks, das zu Tausenden die Burg umlagerte, und nach ihm schrie, der Kaiser hatte soeben nach dem Polizei-Präsidenten von Hager geschickt, und ihn zu sich befohlen.

Ich will Ruh' haben vor dem Gesindel, sagte er, mit großen Schritten in seinem Kabinet auf- und abgehend, ich will nit ein Volkskaiser sein, der sich muß immerfort von der Liebe des Pöbels inkommodiren lassen. Ich will ehrfürchtige gehorsame Unterthanen, die ihre Steuern zahlen, demüthig sind und nit raisonniren, im Uebrigen können's mich lieben, oder hassen, wenn's nur ihre Schuldigkeit thun!

Kaiser Franz, schrie eben das Volk im tausendstimmigen Chor, der die Fenster erbeben machte.

Wir wollen unsern guten Kaiser Franzel sehen! Wir wollen ihm eine Bitt' vortragen!

Möcht' wohl wissen, ob der Pöbel meint, ich würd' auf sein Commando gleich auf'n Balcon hinausspringen, wie der Kartenkönig im Kasperle Theater, sagte Franz achselzuckend. Wollen mir eine Bitt' vortragen, als ob — Ach, Metternich, rief der Kaiser, da eben die Thür sich öffnete, und der Graf eintrat, Metternich, Sie kommen grad' zu rechter Zeit. Hören's nur, wie der allerliebste Pöbel brüllt und schreit!

Majestät, ich bitte um Vergebung, sagte Metternich feierlich, es ist das edle hochherzige Volk, welches die kaiserliche Burg umlagert, und seinen Kaiser zu sehen begehrt.

Wie denn? fragte der Kaiser. Sie fangen mir auch mit den modernen Redensarten an. Sprechen mir auch vom hochherzigen Volk?

Majestät, das edle hochherzige Volk hat jetzt, wie unsere preußischen Depeschen melden, allein in Preußen den Ausschlag gegeben, und die Erhebung des ganzen Landes, den Aufruf des Königs an sein Volk bewirkt. Man muß also Respect haben vor diesem lieben Pöbel, der in unsern Tagen die öffentliche Meinung bestimmt, sich einfallen läßt Politik zu

machen, und über Krieg und Frieden zu entscheiden.

Reden's mir nit so'n Unsinn, rief der Kaiser abwehrend. Werd' nit so nachgiebig sein gegen den lieben Pöbel, wie's der König von Preußen ist, hab' gar keinen Respect vor der öffentlichen Meinung, und werd' mich nimmer daran kehren, was die für Politik macht. Sagen's mir aber, wissen Sie denn, was der Pöbel heut von mir will? Schreien ja wie besessen, sie wollten mir eine Bitte vortragen. Wissen Sie, was der Pöbel will?

Zu Befehl, Majestät. Sie brüllen's da drunten auf der Straße so laut aus, daß Jedermann es hören kann. Das Volk schreit nach seinen Lieblingen, Majestät.

So, nach seinen Lieblingen. Und wer sind denn diese Lieblinge?

Majestät, das sind die Herrn Erzherzöge Carl und Johann.

Ich dacht' mir's! rief Franz mit einem kurzen, zornigen Lachen. Was soll's denn mit diesen Lieblingen?

Majestät, das Volk will Ew. Majestät beschwören, ihm seine Lieblinge wiederzugeben, daß heißt: den

Erzherzog Carl zum Generalissimus der Armee zu ernennen, den Erzherzog Johann nach Tyrol zu senden, damit er dort das Heldenvolk zu den Waffen rufe. Das ist Alles, was das Volk von Ew. Majestät erbitten will.

So, ist das Alles? fragte der Kaiser in drohendem Ton, indem er mit heftigen Schritten auf und ab ging. Nun, es ist wahrhaftig recht gnädig, daß das Volk nichts weiter von mir verlangt. Werd' ihm aber sogleich durch die Polizei meine Antwort geben, und die soll nit zweideutig sein. Werd' das Gesindel forttreiben lassen, die Rädelsführer sollen eingesteckt werden, und will ihnen mit Ruthenhieben meinen Lohn auszahlen lassen für ihre weisen Rathschläge.

Erlauben Ew. Majestät mir, Sie zu beschwören, daß Sie gnädigst diesen Befehl zurücknehmen, sagte Metternich dringend. Es wäre, dem ganzen Deutschland gegenüber, eine Demonstration, welche viel bösen Leumund erregen würde. Machen Ew. Majestät doch aus dem schreienden Gesindel nicht erhabene Märtyrer der Freiheit! Gestatten Ew. Majestät den Verehrern der Herren Erzherzöge nicht, zu sagen, daß Ew. Majestät Ihre Brüder fürchten, und daß Sie das

Volk nur strafen, weil es Ihre Brüder liebt. Majestät, das hieße den Herrn Erzherzögen einen Heiligenschein um das Haupt legen, und die Liebe des Volks bis zur Abgötterei steigern.

Es ist wahr, sagte der Kaiser gedankenvoll, es würd' meinen Herren Brüdern vielleicht halt recht willkommen sein, es wär' ihnen eine Gelegenheit zu zeigen, was sie leiden müssen, und was für ein Tyrann ich bin! Nein, ich werd' ihnen nit den Gefallen thun, werd' ihnen keinen Heiligenschein um's Haupt legen, wie sie's wohl hoffen und erwarten. Werd' ihnen zeigen, daß ich sie nit fürcht', und daß der liebe Pöbel, den sie mir auf den Hals hetzen, mich weder einschüchtern, noch erbittern kann. Ich werd' nit Gewalt gebrauchen, und es soll Niemand verhaftet werden!

Er nahm die Handklingel und schellte heftig. Ist der Polizei-Präsident von Hager schon da? fragte der Kaiser den eintretenden Kammerlakayen.

Zu Befehl, Majestät, er ist im Vorsaal und wartet auf die Befehle Eurer Majestät.

Soll sogleich eintreten, rief der Kaiser, und als der Polizei-Präsident sodann in der offenen Thür erschien, ging der Kaiser ihm lebhaft entgegen.

Hören's, Herr Präsident, sagte er hastig, lassen's mir das Volk in Ruh. Es soll auf dem Platz bleiben, so lang es ihm gefällig ist. Nur lassen's die Ausgänge vom Michaelerplatz absperren, den Kohlmarkt, die Augustiner-, die Herren- und die Schauflergasse mit Militär besetzen, so daß kein Ausgang bleibt, und Niemand zurückkann. Sie lassen mir Niemand durch, sollen Alle auf dem Platz bleiben den ganzen Tag lang, und wenn die Leut' noch so sehr bitten, die Soldaten und Polizisten sollen mir Niemand nach Haus entlassen, sollen Jedermann sagen: der Kaiser liebt sein Volk so sehr, daß er sich gar nit satt' daran schauen kann, und es heut' den ganzen Tag vor seinem Fenster sehen will. Der Kaiser freut sich so sehr, daß das Volk die beiden Herren Erzherzöge so sehr liebt, daß es ihm das Herz erhebt, das Volk immerfort nach ihnen rufen zu hören. Sie sollen sich daher nit geniren,. sollen den ganzen Tag rufen. Es wird dem Kaiser sehr angenehm sein zu hören, wie das Volk seine Herrn Brüder liebt. — Jetzt eilen's, Herr Polizei-Präsident, und thun's genau wie ich ihnen gesagt hab'. Sperren's mir alle Straßen ab, die nach dem Michaels- und Josephsplatz führen, lassen's Niemand mehr herein, aber

auch Niemand mehr zurück. Sie sollen dableiben, dableiben, bis sie umfallen vor Mattigkeit und Hunger!

Aber keine Gewaltthätigkeiten, Herr Präsident, sein's mir hübsch sanft mit dem lieben Volk!

Aber Ew. Majestät, wenn sie mit Gewalt sich Bahn brechen wollen?

Ei, schauen's! Wird mein liebes Volk, das hieher gekommen ist, mich um Etwas zu bitten, Gewalt brauchen wollen? Haben die Leut' denn Waffen?

Nein, Majestät, sie sind Alle unbewaffnet.

Nun also, was für Gewalt können sie denn gebrauchen? Ihre Zungen werden ihre einzigen Waffen sein, und die mögen sie gebrauchen nach Herzenslust. Drängen sie aber gegen die berittenen Polizisten, welche zunächst die Straßen absperren, so sprengen diese mitten in das Gewühl hinein, ohne Rücksicht darauf, ob sie ein paar Menschen niederreiten. Das wird die lieben Leut' schon abkühlen und sie sanft machen! Eilen Sie Sich, Herr Präsident!

Der Kaiser folgte dem Polizei-Präsidenten mit seinen Blicken, bis die Thür sich hinter ihm schloß, dann wandte er sich seinem Minister zu. Nun, sind's zufrieden, Metternich? fragte er lächelnd.

Majestät, ich bin entzückt von dem herrlichen Ausspruch Eurer Majestät. Sie behandeln das Volk wie ein edles wildes Roß, das man zähmt, indem man ihm den Willen zu thun scheint, und es so lange seine tüchtigen Sprünge machen läßt, bis es endlich vor Ermattung sanft wird wie ein Lamm.

Wenn's aber zuletzt wie ein Lamm geworden ist, dann soll's seinen Herrn fühlen, rief der Kaiser mit flammenden Blicken. Werd' an den heutigen Tag gedenken, und es dem Volk und Denen, welche es aufgehetzt haben, vergelten! Sollen's halt schon kennen lernen, daß ich mich nit einschüchtern, und vom Volk, was sich die öffentliche Meinung nennt, mich nicht beherrschen laß. Hat sich das preußische Volk seinen König zum ersten Freiwilligen für den Krieg gepreßt, so werd' ich mich von seinem Beispiel nit verleiten lassen, sondern werd' dem dummen kindischen Volk zeigen, daß ich sein Herr bin, und mir nimmer seine Meinung aufdringen laß. Sie wollen mich zwingen, den Erzherzog Carl zum Generalissimus zu ernennen, und den lieben Herrn Hannes nach Tyrol zu schicken. Jetzt thu' ich's halt nimmer, und was auch geschehen mag, die beiden Erzherzöge bleiben mir daheim in Wien, darauf können's sich verlassen!

Ich dank Ihnen übrigens, Metternich, Sie haben mir einen guten Rath vorhin gegeben, und ich bin sehr mit Ihnen zufrieden.

Majestät, bevor ich mich entferne, habe ich Ew. Majestät noch zu melden, daß Herr von Roschmann heute bei mir war, und dringend um eine Audienz bittet. —

Hat er Neues zu melden? fragte der Kaiser hastig.

Er sagte, er habe Eurer Majestät wichtige Nachrichten mitzutheilen. Es scheint, die Verschwörung schreitet mächtig vorwärts.

Oh, sie schreitet mächtig vorwärts, rief Franz mit flammenden Augen. Der liebe Erzherzog Hannes wird also bald seine schöne neue Krone auffetzen können. Wenn sie nur nit zu schwer für ihn ist, und ihm Kopfschmerzen macht; es sollt' mir gar leid um ihn thun, und ich würd's die ungeschickten Goldschmiede büßen lassen, die sie ihm zu klein gemacht! Aber horchen's, wie still das da unten wird. Die lieben Leut' schreien gar nit mehr! Ich muß doch ein bissel hinunter schauen. Leben's wohl, Metternich, ich denk' doch, Sie wird man nach Hauf' gehen lassen! —

Der Kaiser nickte ihm lächelnd zu, und trat dann an's Fenster, vor welchem das Volk in dichten Massen

stand, und staunend nach den Ausgängen der Straßen hinstarrte, vor denen so eben die Reitercolonnen sich aufzustellen begannen.

So, jetzt schreien's schon nit mehr, sagte der Kaiser ingrimmig vor sich hin, jetzt haben's schon vergessen, daß sie den Herren Brüdern Vivat schreien wollten, und sind stumm worden vor Verwunderung, weil ich sie nit fortjag'. Bleibt nur, sollt schon matt werden vom langen Stehen, sollt hier bleiben bis zur Nacht, bis das wilde Roß ein Lamm oder auch ein Schaf worden ist, und Gott dankt, wenn's in den Stall kriechen kann. Aber Denen, die mir das Roß wild gemacht, Denen werd' ich's gedenken, und werd' eines Tages Abrechnung mit ihnen halten, daß auch sie daran gedenken sollen ihr Lebenlang. —

---

## X.

## Theodor Körner's Abschied.

Ein Glück war's für Theodor Körner, daß die wilde Volkswoge, die ihn auf den Balcon hinauf gewirbelt hatte, ihn in ihren rasenden Lauf nicht mit hinein gezogen, sondern seiner in ihrer Wildheit vergessen hatte. Ein Glück war's, daß es ihn nicht mit fortgerissen hatte zu der Kaiserburg hin, denn während jetzt vor derselben das Volk von allen Seiten umzingelt ward, konnte Theodor Körner, der sich, Dank seiner Turnergewandtheit, vom Balcon hinabgeschwungen, unbehindert durch die Straßen dahin eilen, von Niemand verfolgt, von Niemand aufgehalten.

Jetzt trat er in ein Haus am Ende der Graben-

straße ein, eilte mit beflügeltem Schritt drei Stiegen hinauf, und schellte hochathmend an der Klingel, die sich dort neben der Flügelthür befand.

Die Thür ward geöffnet, und die Magd grüßte lächelnd, und trat zur Seite, um den jungen Mann eintreten zu lassen, der hier berechtigt zu sein schien, als wär' er der Herr des Hauses.

Er durcheilte mit raschem Fuß den Corridor, den kleinen zierlichen Vorsaal und trat in den Salon ein, in welchem zwei Damen am Fenster standen, und den Rücken dem Zimmer zugewandt, hinausschauten auf die Straße.

Theodor Körner lächelte ihnen zu, und leis auf den Zehen zu ihnen hinschleichend, legte er die Hand auf die Schulter der größeren von ihnen Beiden.

Wen suchst Du, Tony? fragte er lächelnd.

Die Dame zuckte zusammen und wandte sich hastig um. Dich sucht' ich, Theodor, rief sie, ihre beiden Arme erhebend, und sie auf seine Schultern legend. Dich sucht' ich, meinen Dichter, meinen Liebling! Ach Du bist so lange ausgeblieben, daß mein Herz sich um Dich ängstigte, denn die Tante kam heut mit der Nachricht, daß sie Dich gesehen, wie Du mit begeistertem Angesicht von dem Balcon eines

Hauses zu dem Volk gesprochen von den großen Ereignissen, die sich in Preußen zugetragen. Ach lieber, theurer Freund, Deine Begeisterung für die Freiheit vergißt aber der Vorsicht für Deine eigene Person, und Deine eigene Freiheit. Ich ängstigte mich fürchterlich, und darum stand ich am Fenster und schaute aus nach meinem Liebling, dem es nicht genügt, daß die Götter und die Musen ihn lieben, sondern der auch zum Liebling des Volkes sich machen will.

Ja, Herr Körner, es war unvorsichtig, sagte die Tante, ernst und trübe ihr Haupt schüttelnd. Ich würde es der Tony gar nicht gesagt haben, daß ich Sie da als Redner auf dem Balcon gesehen, aber Sie gefährden sich, und darum soll die Tony Sie warnen und Sie beschwören, vorsichtig und besonnen zu sein.

Oh Tante, liebe Tante Tugenddrache, rief Körner fröhlich, die Zeit der Vorsicht und Besonnenheit ist vorbei, und mit mir hat's keine Gefahr mehr. Bin ich nicht jetzt eine geheiligte Person, bin ich nicht ein kaiserlich königlicher Beamter? Wird die hochlöbliche Polizei und die Spitzerls mit den feinen Spürnasen nicht Respekt haben vor dem kaiser-

lich königlichen Beamten? Wird die hochlöbliche Polizei und die Spürers mit den feinen Spürnasen nicht Respect haben vor dem kaiserlich königlichen Theaterdichter, den sie bei Leibe nicht einstecken dürfen, weil sie ihn sonst behindern würden, seine Pflicht zu thun, und zwei große Dramen danebst zwei kleinen Stücken für sein Jahrgehalt von eintausend siebenhundert Gulden zu schreiben?

Tante, bedenken Sie doch, fuhr Körner mit gesteigerten komischem Eifer fort, was sollte aus dem Burgtheater werden, wenn die Polizei den Theaterdichter Theodor Körner in's Loch stecken wollte? In's Loch, wo die Musen mich niemals wieder auffinden würden.

Sie machen aus einer ernsthaften Sache einen Scherz, sagte die Tante verdrießlich. Aber sehen Sie nur die Tony an, ihre Augen sind noch roth vom Weinen und sie ist noch bleich vor Angst.

Du hast um mich geweint? fragte Theodor, die Geliebte zärtlich anblickend.

Sie nickte ihm lächelnd zu und legte ihre schöne Hand auf seine Schulter. Du bist da, ich weine nicht mehr, sagte sie sanft.

Das Antlitz Theodor's war plötzlich ernst geworden,

und das Lächeln war von seinen Lippen verschwunden. Vergieb mir, Toni, sagte er weich, vergieb mir, daß Du nun auch geweint, denn diese Thränen heute hätte ich Dir ersparen können. Und doch war ich heute unschuldiger, wie ich künftig vielleicht sein werde, wenn Du wieder um mich Thränen vergießt. Ich habe heute nicht freiwillig zum Volk gesprochen, sondern ich ward dazu genöthigt, das Volk machte mich zu seinem Vorleser, weiter nichts. Ich mußte ihm die Nachrichten vorlesen, die aus Preußen angelangt, und dazu hob es mich auf den Balcon empor, ehe ich es hindern konnte. Das ist eine Entschuldigung für die liebe gestrenge Frau Tante, denn ich weiß, bei meiner Toni bedarf es dessen nicht, und sie verzeiht mir alle Thränen, diejenigen, welche sie heute geweint hat, und diejenigen, welche sie vielleicht noch um mich weinen wird. Sag', Toni, ist's nicht so?

Es ist so, sagte sie erbebend, aber dennoch erschrickt mein Herz vor Deinen Worten, und ich habe ein Gefühl, als ob sich eben eine kalte Todtenhand auf mein Herz legte und es zerdrücken will.

Sie sind unartig, die Toni so zu ängstigen, rief die Tante ärgerlich. Bedenken Sie doch, Herr Körner, daß das arme Kind heute Abend in Ihrer

Banditenbraut auftreten muß, und daß Sie schon deshalb ihre zarten Nerven schonen müssen.

Lieb' Tantchen, es ist jetzt nicht die Zeit, wo man seine Nerven schonen muß, sagte Theodor freundlich, und selbst auf die Gefahr hin, daß heute Mittag an allen Ecken Zettel angeklebt werden mit der Trauerkunde: „wegen plötzlicher Erkrankung der Mademoiselle Antonie Adamberger, kann das Drama „Hedwig, die Banditenbraut" von Theodor Körner nicht gegeben werden", selbst auf diese Gefahr hin, darf ich heute die Nerven meines holden Engels nicht schonen, denn ich habe Großes und Wichtiges mit ihr zu reden.

Und meine Nerven sind nicht so schwach, als es die Tante meint, sagte Toni, ich kann Alles ertragen, und anhören, was Du mir sagen willst, Theodor, vorausgesetzt, daß Du nicht sagen willst, Du liebtest mich nicht mehr!

Er nahm ihre beiden Hände und während er sie an sein Herz drückte, schaute er ihr tief in die schönen strahlenden Augen.

Würdest Du es glauben, wenn ich es sagte?

Sie schüttelte langsam und lächelnd ihr Haupt. Nein, sagte sie, ich würde es nicht glauben, denn ich liebe das Leben, und dieses Wort würde mich tödten.

Jetzt wandte Theodor den leuchtenden Blick der Tante zu, die halb gerührt, halb verdrießlich zu dem Liebespaar hinschaute. Herzliebe Tante, sagte er, heute sollen Sie mir einen Liebesdienst erweisen, wie ich noch keinen von Ihnen gefordert, und wie ihn Keiner außer mir beanspruchen darf. Wollen Sie ihn mir gewähren?

Wie kann ich das versprechen, ehe ich weiß, was es ist? fragte sie kopfschüttelnd.

Theodor trat zu ihr hin und legte sanft seine Hand um ihre Schulter. Liebe Tante Tugenddrache, gestatten Sie mir heute ein einziges Mal eine Viertelstunde mit der Toni allein in ihrem Boudoir zu sein.

Sie wissens, daß ich's nicht kann und darf, entgegnete die Tante. Sie wissen, daß ich, als Toni's Mutter starb, an ihrer Leiche geschworen, der Toni eine treue Mutter zu sein, sie zu behüten und zu bewachen Tag und Nacht, sie immer unter meinen Augen zu haben, sie mit Niemanden allein zu lassen, bis zu dem Tage ihrer Verheirathung, wo ich vor dem Altar Gottes mein Amt in die Hände ihres Mannes niederlege. Gott hat mein Gelübde angenommen, und ich darf es nicht brechen, wenn mich

auch die Welt verspottet, und mich, wie Sie, den Tugenddrachen nennt.

Die Welt verspottet Sie nicht, obwohl sie Ihnen diesen Namen gegeben; die Welt achtet Sie um Ihrer Pflichttreue, und ich verehre Sie. Aber ich verlange nicht, daß Sie um meinetwillen Ihr Gelübde brechen sollen. Ich will ja nicht allein sein mit Toni, wenn ich Sie auch bitte, mich mit Toni in ihr Boudoir gehen zu lassen. Ein Dritter wird dort zugegen sein.

Nun, ich bin doch neugierig zu wissen, wer dieser Dritte sein wird, rief die Tante.

Gott wird es sein, sagte Theodor feierlich. Gott wird bei uns sein, und er wird hören, was ich der Toni zu sagen habe. Lassen Sie uns also immerhin eine Viertelstunde in Toni's Allerheiligstes gehen, ich werde nichts sagen und thun, dessen Gott nicht Zeuge sein dürfte.

Sie haben Recht gesprochen, Theodor, sagte die Tante bewegt, und Sie sollen sehen, daß ich Ihnen vertraue. Gehen Sie mit Toni in ihr Boudoir, denn Sie haben Recht, ich breche dadurch mein Gelübde nicht, ich lasse Toni nicht allein mit einem Mann, denn Gott ist mit Ihnen Beiden. Sie sagen es und

ich glaube Ihnen! Gehen Sie also mit der Toni, und möge das, was Sie ihr zu sagen haben, meinem Liebling keinen Kummer bereiten!

Theodor küßte die dargereichte Hand der Tante, schlang dann einen Arm um die Geliebte, und führte sie nach dem kleinen, neben dem Salon befindlichen Gemach hin, das Körner „das Allerheiligste" zu nennen pflegte, weil es das Schlafgemach seiner Geliebten, und zugleich das Studirzimmer seiner Künstlerin war.

Hand in Hand, einander anschauend mit zärtlichem Lächeln, trat das junge Paar in dieses kleine reizende Gemach ein, das in seiner sinnigen und geschmackvollen Einrichtung, in seiner Stille und seinem Frieden zugleich ein Tempel für die Künstlerin, ein Asyl für das junge Mädchen zu sein schien.

Theodor führte die Geliebte zu dem kleinen, mit himmelblauem Seidenzeug bezogenen Divan hin, welchem gegenüber an der Wand eine Guitarre hing, an deren Hals einige Lorbeerkränze befestigt waren. Die Guitarre gehörte dem jungen Mädchen an; die Lorbeerkränze hatte die Künstlerin an den Abenden künstlerischer Triumphe von dem begeisterten Publikum empfangen.

Setze Dich, Toni, bat Körner leise, indem er die Geliebte sanft in die Kissen niederdrückte, und mich laß hier zu Deinen Füßen knieen und laß mich aufschauen zu Dir, welche zugleich mein Engel, meine Heilige und meine Geliebte ist.

Er kniete vor ihr nieder, und seine Arme auf ihre Kniee aufgelehnt, schaute er strahlenden Auges in ihr schönes, edles und geistvolles Angesicht empor.

Antonie, fragte er feierlich ernst, Antonie, liebst Du mich?

Ja, mein Theodor, sagte sie glühend, ich liebe Dich! Gott weiß es, ich liebe Dich wie mein Leben, mein Glück, meine Seligkeit.

Willst Du mir ehrlich und wahr, wie vor Gott, eine Frage beantworten? Willst Du mir schwören, mir auf diese Frage die Wahrheit, die reine lautere Wahrheit zu antworten?

Sie sah ihn mit großen leuchtenden Blicken an, und legte ihre Hand auf seine Stirn. Ich schwöre bei diesem geliebten Haupt, bei dem Andenken an meine Mutter, ich schwöre bei meiner Liebe, daß ich Dir auf das, was Du mich fragen willst, die reine lautere Wahrheit zur Antwort geben will.

Gott, Deine Mutter und der Genius unserer

Liebe haben Deinen Schwur gehört! Und nun, Toni, meine Braut, nun höre meine Frage: wenn Du Einem von uns Beiden entsagen müßtest, mir, Deinem Geliebten, oder Deiner Kunst, wen von uns Beiden würdest Du aufgeben, wem von uns Beiden würdest Du entsagen, Deinem Geliebten oder Deiner Kunst?

Sie schaute entsetzt in sein erbleichtes männlich schönes Angesicht, und ließ Ihre Blicke lange mit einem Ausdruck unaussprechlicher Zärtlichkeit und Wonne auf ihm ruhen, dann hob sie langsam die Augen empor und heftete sie auf die Lorbeerkränze da drüben an der Wand. Und wie sie jetzt unverwandt diese anschauete, veränderte sich plötzlich der Ausdruck ihres Angesichts; es war nicht mehr das Gesicht des jungen liebenden Mädchens, der zärtlichen, schwärmerischen Braut, sie schien auf einmal älter, ernster geworden, ihre Züge waren wie durchgeistigt, ihre Lippen, vorher schwellend, weich und lächelnd, waren jetzt geschlossen, ernst und fest, und in ihren Augen, die unverwandt auf die Lorbeerkränze gerichtet blieben, war jetzt ein wunderbares Strahlen und Leuchten.

Antonie, fragte Körner zum zweiten Mal mit lauter, feierlicher Stimme, Antonie, antworte mir die lautere Wahrheit, wie Du geschworen. Wenn Du

Einem von uns Beiden entsagen müßtest, der Kunst oder Mir, wem würdest Du entsagen?

Sie hob langsam den Arm auf, und richtete sich empor, als begrüße sie in feierlicher Ehrfurcht das Nahen der heiligen Wahrheit, welche ihr Geliebter angerufen. So, mit erhobenem Arm, das Haupt zurückgelehnt, das Auge aufwärts gerichtet, wie in begeistertem Schauen, so stand sie da, eine edle wunderbare Erscheinung, eine echte Priesterin der Kunst, und der Dichter kniecte zu ihren Füßen, und schaute mit einem Blick voll Liebe und Bewunderung zu ihr empor.

Ich würde vielleicht sterben vor Schmerz, wenn ich Dir, meinem Geliebten, entsagen müßte, rief Antonie laut und feierlich, aber so lange ich lebe, kann ich niemals meiner Kunst entsagen, denn sie ist der Athem meines Lebens, ist mein Leben selber.

Theodor Körner stieß einen Freudenschrei aus, und sprang empor, um die Geliebte mit leidenschaftlicher Gewalt an seine Brust zu drücken.

Ich danke Dir, rief er begeistert, ich danke Dir, denn ich habe Dich gefunden, wie ich Dich erwartete, Du hast Dich mir bewährt als das große Herz, an das ich glaubte, auf das ich vertraute. Und dieses

große Herz wird jetzt auch mich verstehen, und wird mich segnen. Toni, Du liebst mich, und doch würdest Du dieser Liebe, welche Dein Herz erfüllt, entsagen, wenn Du zu wählen hättest zwischen Deiner Liebe und Deiner Kunst. Siehe, was Dir die Kunst, das ist mir das Vaterland. Ich liebe Dich mit aller Kraft, aller Gluth meines Herzens, aber wenn ich wählen müßte zwischen Dir und dem Vaterlande, wenn Ihr Beide zugleich mich zu Euch riefet, so würde ich Dich aufgeben und verlassen, um dem Ruf meines Vaterlandes zu folgen. Ich würde weinen, indem ich's thäte, mein Herz würde in Schmerz erstarren und sich für immer entblättern, aber ich würde den Schmerz überwinden, um nur dem Ruf des Vaterlandes zu folgen, ihm zu dienen, ihm meinen Arm zu leihen.

Und hat das Vaterland Dich gerufen? fragte sie bebend, tonlos.

Ja, rief er begeistert, ja, das Vaterland hat mich gerufen. Das Vaterland ruft jetzt alle seine Söhne. Wehe dem meineidigen, ehrvergessenen Sohne, der den Ruf seiner großen heiligen Mutter überhören möchte. Ja, das Vaterland ruft jetzt alle seine Söhne, denn der Morgen einer neuen Zeit bricht an, und die Deut=

schen sollen sich erheben aus ihrer Erniedrigung und ihrer Schmach. Schon steht ganz Preußen gerüstet da, und durch alle seine Provinzen fliegt der Ruf des Königs dahin, der die Männer, die Jünglinge zu den Waffen ruft zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, ihrer Ehre, zur Rache an dem Tyrannen, der sie Beide in den Staub getreten. Und dem Ruf des Königs antwortet sein Volk mit begeistertem Jauchzen, und selig wie zum heiligen Fest eilen die Männer und die Jünglinge zu den Fahnen, und lächelnd, freudenvoll nehmen sie Abschied von ihrem Weib, von ihrer Braut, die mit leuchtendem Auge, ohne Thränen ihnen nachblicken, und freudig ihr Liebstes dem Vaterlande zum Opfer darbringen. Oh, meine holde Braut, die große Stunde ist da, nimm sie groß und Deiner würdig auf. Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, — laß mich ihr würdiger Jünger sein!*)

Antonie war bleich geworden, und ein Zittern

*) Theodor's Körner's eigene Worte. Siehe: Theodor Körner's Werke. Herausgegeben von Karl Streckfuß. S. 735.

durchflog ihre edle schöne Gestalt. Mit einem schmerzlichen Aechzen sank sie auf den Divan zurück, und wie sie jetzt die Augen zu ihrem Geliebten emporhob, glänzten sie in Thränen.

Du willst mich verlassen? fragte sie mit bebenden Lippen.

Das Vaterland ruft, sagte er begeistert. Mein Herz bleibt bei Dir zurück, aber mein Arm und meine Kraft gehört dem Vaterlande. Ja, ich muß gehen, Geliebte, ich muß Dich, mein schönes Leben verlassen, um mir ein Vaterland zu erkämpfen, sei's auch mit meinem Blut.*)

Sie faßte heftig seinen Arm, als wolle sie ihn zurückhalten, und die Thränen stürzten aus ihren Augen über ihre Wangen nieder.

Nein, Du darfst nicht gehen, rief sie leidenschaftlich. Du darfst nicht leichtsinnig Dein schönes Leben, Dein Glück auf's Spiel setzen.

Oh, nenn's nicht Leichtsinn, nicht Uebermuth, daß ich's thue, sagte er innig. Ehe ich Dich kannte, da hätte man es so nennen können, aber jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt,

*) Theodor Körner's eigne Worte. Siehe: Ebendaselbst. S. 738.

da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederlächeln, jetzt ist es ein würdiges, erhabenes Gefühl, das mich treibt, ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit.

Laß Andere dieses Opfer bringen, rief sie angstvoll. Du bist zu Höherem, zu Größerem berufen, als nur zu kämpfen mit dem Schwert und der Körperkraft. Mit geistigen Waffen sollst Du streiten, Deine begeisterungsvollen Freiheitslieder, die sollen die jauchzenden Schaaren singen, damit soll der Dichter kämpfen, und soll nicht das Pfund vergeuden, das er der Menschheit zu berechnen schuldig ist.

Oh, Liebe, rief er fast zürnend, der Dichter vergeudet nicht, wenn der Mensch sein Blut für die Freiheit dahin giebt. Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind Viele zu schlecht dazu. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern einen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spotttheater, wenn ich den Muth und die Kraft habe, auf dem Theater des Ernstes mitzuwirken? Eine große Zeit will große Herzen, ich fühl' die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser

Völkerbrandung, ich muß hinaus, und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken.*) Und Du mein Herz, mein Leben, Du Künstlerin, die um der Kunst willen ihrer Liebe entsagen würde, kannst Du mich hindern wollen, dem Ruf des Vaterlandes zu folgen? Soll ich ihm nur ein singender Dichter bleiben, da ich ein fechtender Held sein könnte?

Theodor, rief sie angstvoll, und entsetzt vor sich hinstarrend, als schaue sie da in der Ferne und Weite ein furchtbares Unheil, Theodor, geh' nicht! Du wagst Dein Leben, Du wirst sterben!

Ja, ich wage mein Leben, ich wage Deine Thränen, aber ich gehe doch! Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe geschmückt ist, und daß ich's dennoch wage, daß ich das Glück in Deinen Armen hinwerfe, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden kann.

Oh, Gott, Gott, rief sie mit überströmenden Augen, ihre Arme zum Himmel emporhebend, er will mich verlassen, und ich darf ihn nicht zurückhalten, denn er thut Recht!

---

*) Theodor Körner's eigene Worte. Siehe Ebendaselbst.

Oh, Dank für dieses Wort, meine Geliebte, sagte er jubelnd, Dank für diesen Schmerzensschrei Deiner großen Seele. Ja, Du fühlst es, er thut Recht, und Du darfst ihn nicht hindern. Nun bin ich fest und stark, denn meine Geliebte fühlt wie ich, sie weint, aber sie fühlt, ich thue Recht! Und mit dieser hohen Empfindung, mit dieser Weihe im Herzen, so laß uns scheiden, meine Toni, so laß uns zum letzten Mal Herz am Herzen ruhen, gieb mir den Weihekuß für die große Zukunft!

Er drückte die Lippen fest auf die ihren, und sie wehrte ihm nicht, sie sah ihm, während er sie küßte, fest in die Augen, als wollte sie seinen Blick tief in ihre Seele graben. Dann hob sie sich langsam aus seiner Umarmung empor, und trat von ihm zurück um ihn wieder anzuschauen, um seine ganze Gestalt mit ihrem Blick voll Zärtlichkeit und Schmerz zu überschauen.

Werd' ich Dich wiedersehen? fragte sie mit leiser klagender Stimme. Wird nicht unsere Liebe verwehen, wie ein vom Sturm abgerissenes Blatt vom Lebensbaum? Wird sie nicht mit Blut aus Deinem Herzen ausgelöscht werden?

Nein, Toni, denn die Liebe ist ewig, und wenn

ich sterbe, so lebt die Liebe mit mir fort in alle Ewigkeit. Oh klage nicht, mein Lieb, sei stark und groß. Sieh, ich knie vor Dir nieder, meine Muse, mein Stern des Glückes, gieb mir Deinen Segen, und Deine Weihe für den neuen Lebenspfad.

Er beugte ein Knie vor ihr; sie ließ langsam ihre Hände auf seine braunen Locken niederfallen, und das Antlitz empor gewandt zum Himmel, rief sie laut: Segen und Ruhm über Dich, mein Held, mein Dichter. Unsterblich wie Deine Seele und Dein Lied, unsterblich ist unsere Liebe. Geh hin und kämpfe für das Vaterland, ich werde für Dich beten, um Dich weinen, und doch im Herzen mich Deiner freuen, denn ich weiß, daß wir uns wieder sehen, wenn nicht hier auf Erden, doch dort oben, und dort oben bleiben wir beieinander. Lebe wohl Theodor! lebe wohl! All' mein Glück geht mit Dir, und doch sage ich: gehe! Denn Dich ruft das Vaterland! Segen über Dich, daß Du den Ruf nicht überhörst!

Sie neigte sich zu ihm nieder und küßte sein braunes Lockenhaar, seine hohe Stirn und dann, überwältigt von ihrem Herzen, sank sie lautschluchzend in den Divan zurück.

Theodor Körner sprang auf und schlang seine Arme

um sie, und preßte ihr schönes Haupt an seine Brust. Leb' wohl Toni, Leb' wohl! Den letzten Kuß! Es muß geschieden sein!

Noch einmal preßten sich seine Lippen auf die ihren, dann riß er sich los, dann sprang er durch das Zimmer in den Saal, bleich wie ein Sterbender, und doch mit flammenden Augen, mit entschlossenem, muthvollem Angesicht.

Um Gottes willen, Herr Körner, rief die Tante ihm entgegen, was ist geschehen? Weshalb sind Sie so bleich, so verstört?

Er deutete mit der Hand nach der Thür hin. Trösten Sie meine Geliebte, Tante, und beten Sie für mich!

Und mit der Hand ihr einen Kuß zuwerfend, nahm er seinen Hut und stürzte von dannen.

Die Tante eilte in das Boudoir. Da lag Toni, bleich wie er, und doch strahlenden Angesichts auf ihren Knien, und die Arme zum Himmel erhoben, betete sie laut und inbrünstig: Gott, der Du über den Sternen wohnst, schütze ihn mir, ihn, meinen Stern, mein Lebensglück. Bewahre ihn in der Gefahr, gieb, daß keine Kugel ihn trifft, kein Schwert ihn verwun-

det. Oh, Gott, Gott, erhalte mir den Geliebten, und führe ihn glücklich wieder heim.

Aber was giebt's denn? rief die Tante. Was ist denn geschehen, daß Ihr beide so außer Euch seid? Er stürzt fort wie ein Rasender, Du liegst auf Deinen Knieen und betest? Was ist denn geschehen, frage ich?

Toni, wie aus einer Verzückung erwachend, bebte zusammen, und ihre Augen, welche so lange den Himmel geschaut, glitten jetzt langsam nieder, und hefteten sich auf das ängstliche, fragende Angesicht der Tante.

Was geschehen ist? fragte sie, indem sie sich langsam von ihren Knieen erhob, und ihre Blicke wie suchend und forschend im Zimmer umher irren ließ. Dann auf einmal stürzten die Thränen in hellen Bächen aus ihren Augen. Oh, er ist fort, rief sie jammernd, er ist fort, Tante, und meine Augen werden ihn niemals wieder sehen.*)

*) Antonie Adamberger hatte sich nicht getäuscht, sie sah in der That ihren Geliebten und Verlobten niemals wieder. Am dreizehnten März verließ er Wien, und begab sich nach Breslau, wo er in das Corps der Lützow'schen Jäger eintrat. Am 26. August fiel er in dem Gefecht bei Gadebusch unweit Schwerin, und ward dort von seinen Kampfgenossen unter einer Eiche begraben.

## XI.

## Die Verschworenen.

Es war Nacht. Wien schlief, und selbst die Späher und Kundschafter, welche sonst das Palais des Erzherzogs Johann zu beobachten hatten, schliefen jetzt und ruhten aus von ihrer schlimmen Thätigkeit. Sie sahen es nicht, oder schienen mindestens es nicht zu sehen, daß, während Alles ringsum schlief, in dem Kabinet des Erzherzogs noch Licht brannte, sie sahen es nicht, daß Johann, der sich vor einer Stunde schon mit Hülfe seiner Kammerdiener ausgekleidet und in sein Bett begeben hatte, jetzt damit beschäftigt war, sich allein wieder anzukleiden. Sie sahen es nicht, daß er dann hastig seinen Mantel überwarf, den Hut tief in die Augen drückte, leis' auf den Zehen sein Kabinet verließ und durch den Vorsaal dahin schlich. Die Späher schliefen, sie gewahrten es nicht, daß der Erz=

herzog besorgt, Niemanden zu wecken, angstvoll, als wär' er ein Dieb, dahin schlüpfte über die Corridore und Treppen, und durch das Vestibule dahin. Der Portier schlief in seiner Loge und merkte es nicht, daß der Erzherzog langsam und vorsichtig den Schlüssel im Schloß umdrehte, die Hausthür öffnete und hinausschlüpfte auf die Straße.

Jetzt athmete Johann hoch auf, und ein freudiges Lächeln glitt über sein edles bleiches Gesicht hin. Niemand hatte ihn gesehen, Niemand konnte ihn verrathen, und seine nächtliche Wanderung überwachen. Geräuschlos und rasch wie ein Phantom glitt er an den Häusern dahin, mit aufmerksamem Ohr horchend auf jedes Geräusch, mit scharfem Aug' spähend nach jedem Schatten, der vielleicht einer Menschengestalt angehören möchte.

Aber die Straßen waren öde und leer, kein Geräusch unterbrach die Stille, kein Mensch begegnete dem Erzherzog auf seiner langen Wanderung.

Jetzt endlich, vor der Thür eines kleinen niedrigen Hauses in einer abgelegenen Straße der Leopoldstadt, stand er still, und klopfte drei Mal in regelmäßigen Pausen an die Thür.

Wer ist da? fragte eine Stimme von innen, und die Thür öffnete sich ein wenig.

Der Herr des Gebirges, sagte der Erzherzog durch die Spalte der Thür.

Sofort ward diese weit geöffnet, und Johann schritt in das Haus ein, das der Pförtner schnell hinter ihm verschloß und verriegelte. — Es war dasselbe Haus, in welches einige Tage vorher die vier Männer vom Kohlmarkt gegangen waren; und zu demselben großen Hinterzimmer mit der Druckerpresse und den Papierballen, in welchem Herr von Roschmann vor einigen Tagen diese Männer empfangen, und ihnen ihren Lohn ausgezahlt hatte, schritt jetzt auch der Erzherzog hin.

Aber diesmal war die Thür verschlossen, und erst nachdem der Erzherzog sein Klopfen und seine Parole wiederholt hatte, öffnete sie sich, und Herr von Roschmann erschien auf der Schwelle.

Als er den Erzherzog gewahrte, trat er ehrerbietig zur Seite und rief zugleich in das Zimmer zurück: Er kommt!

Ja, er kommt, wiederholte Johann, indem er in das Zimmer eintrat, er kommt, und ich hoffe, Niemand hat gezweifelt, daß er kommen werde.

Nein, ich nicht, rief Roschmann schnell.

Ich auch nicht, sagte Graf Nugent.

Ich auch nicht, sagte General Wallmoden.

Wir auch nicht, riefen die beiden Tyroler, die hinter ihm standen.

Ich habe auch nicht gezweifelt, daß der Herr Erzherzog kommen werde, sagte der Engländer King bedächtig.

Der Erzherzog grüßte Einen nach dem Andern mit einem freundlichen Kopfnicken, und wandte sich dann an Herrn von Hormayr, der stumm und düster neben den Andern stand.

Nun, Hormayr, fragte er lächelnd, Sie allein schweigen. Haben Sie vielleicht an meinem Kommen gezweifelt?

Nein, leider nicht, Hoheit, sagte Hormayr ernst.

Wie denn, leider nicht? Es ist Ihnen nicht angenehm, daß ich komme?

In sofern, als es für Ew. Hoheit gefährlich ist, darf mir Ihr Kommen nicht angenehm sein, und deshalb hatte ich mir erlaubt, Ew. Hoheit inständigst zu bitten, nicht hieher zu kommen, sondern mir zu erlauben, Ihnen das Resultat unserer heutigen Conferenz mitzutheilen.

Mein Freund, jeder der Männer, die hier heute erschienen sind, gefährdet sich, es wäre feig von mir, wollte ich mich verbergen und sichern. Ich bin nichts Besseres als Einer von Euch, und will in der Liebe und Hingabe an das Vaterland Niemanden nachstehen. Zudem sind hier einige, die nichts mit mir zu thun haben und mir nicht trauen wollten, wenn ich nicht persönlich mit ihnen unterhandelte. Ist es nicht so, Herr von Roschmann?

Ja, Hoheit, die guten Tyroler flehten mich dringend an, sie mit ihrem theuren Erzherzog Hannes persönlich sprechen zu lassen, denn ihm allein wollen Sie vertrauen.

Und Sie sagten das Seiner Hoheit? fragte Hormayr vorwurfsvoll, Sie waren es also, Herr Hofrath von Roschmann, welcher den Herrn Erzherzog bewog, persönlich hieher zu kommen, statt sich mit meinem Bericht begnügen zu lassen?

Ja, ich war es, sagte Roschmann sanft. Ich bat Se. Hoheit im Namen des so oft getäuschten Tyrols, selber hier zu erscheinen, damit die heimkehrenden Tyroler ihren Landsleuten sagen könnten: wir haben ihn gesehen, der Herr Erzherzog selbst hat uns gesagt, daß er nach Tyrol kommen, daß er uns befreien will. —

Und weshalb sollte Seine Hoheit auch nicht kommen? — Er befindet sich hier ganz sicher, kein Verräther wird ihn hier entdecken. Er ist hier in meinem Hause, ein treuer Diener wacht an der Pforte, und wir Alle sind bereit, ihn mit unserm Leben zu vertheidigen, wenn es sein müßte.

Und dennoch wiederhole ich, es wäre besser, wenn Seine Hoheit nicht gekommen wäre, rief Hormayr heftig. Sie hätten den Tyrolern, statt dem Herrn Erzherzog ihre Bitte vorzutragen, antworten müssen, „wenn Ihr dem Wort des Erzherzogs nicht vertraut, so kehrt heim mit Eurem Mißtrauen in Eure Berge, und tragt Eure Schmach weiter."

Ruhig, meine Freunde, ruhig, sagte der Erzherzog lächelnd. Ich bin da, laßt unter uns Frieden herrschen, damit wir desto einmüthiger den Krieg hinaustragen in die Welt. Frieden mit uns Allen und in uns Allen. Krieg da außen, Frieden hier innen. Und nun willkommen in Wien, Nugent und Wallmoden, willkommen Eisenstecken und Wintersteller, willkommen auch Ihnen Mister King. Der Wind, welcher dem Aufgang der neuen Zeit vorangeht, hat Sie Alle auf seinen Schwingen nach Wien zurückgeführt, und doppelt heiße ich Sie deshalb willkommen. Nehmen wir Platz hier

um den Tisch, sitzen wir hier als die Rathsherren der Zukunft, und erwägen wir was zu thun sei!

Sie nahmen Platz auf den acht Stühlen, welche zu beiden Seiten des in der Mitte des Raums stehenden Tisches aufgestellt waren. Der Erzherzog in der Mitte der beiden Grafen.

Nun, mein Sturmvogel der neuen Zeit, nun, Graf Nugent, geben Sie uns Kunde von Ihrer neuen Weltfahrt? Wie stehen die Sachen in Illyrien, in Kärnthen und Krain?

Alles ist bereit, Hoheit. Der Aufstand ist organisirt, Waffen, Geld und Führer sind vorhanden, und stehen untereinander im innigsten Einverständniß. Sobald ich dem Bischof Verhovacz in Agram das verabredete Zeichen sende, bricht an demselben Tage in allen Städten Illyriens zu gleicher Zeit der Aufruhr aus, und wie bei der sicilianischen Vesper werden alle Franzosen getödtet und verjagt. Das ganze Land ist im Einvernehmen. Jeder ist Mitglied der Verschwörung, die wie ein unsichtbares Netz über das ganze Land ausgebreitet ist, und in deren Maschen alle Feinde des Vaterlandes ihren Tod finden sollen und werden. Ich wiederhole es, Hoheit, Alles ist bereit, Illyrien wartet auf das Zeichen der sicilianischen Vesper.

Wann wollen Sie dies Zeichen zum Bischof senden, Nugent? fragte Johann.

Wenn Ew. Hoheit Wien verlassen, und nach Tyrol gehen, um sich an die Spitze der Tyroler zu stellen.

Und jetzt Sie, Graf Walmoden! Bringen auch Sie uns frohe Kunde?

Leider nein, Hoheit. Ich bin ganz Deutschland durchwandert, habe alle Häupter der verschiedenen Revolutionscomité's gesprochen, mit Allen Rath gepflogen. Sie haben Alle den regsten Eifer, aber ihnen fehlt, was der Graf Nugent von Illyrien sagen konnte, ihnen fehlt die Einheit, der Mittelpunkt, ihnen fehlt ein Mann wie der Bischof Verhovacz. Sie handeln Jeder für sich, Keiner will die Ueberlegenheit des Andern zugeben, Alle wollen organisiren und gebieten, Keiner will gehorchen und sich unterordnen, und daran scheitern alle Pläne. Es fehlt die Einigkeit! —

Oh, werden wir niemals unsere Fehler bessern können, rief Johann schmerzlich, soll Deutschland sich denn verbluten an diesen Fehlern seiner eigenen Söhne? Es fehlt die Einigkeit! Das ist der Fluch, der seit Jahrhunderten über Deutschland schwebt und durch

den seine Macht und Größe, seine Weltbedeutung verdorrt und gebrochen ist. Wollen wir denn niemals lernen aus unserer schmerzensreichen Geschichte, niemals durch unsere Erfahrungen uns belehren lassen? Wäre Deutschland in Einigkeit gewesen, so wäre die Schmach der letzten Jahre niemals über uns gekommen, denn Preußen, Oesterreich, Baiern, Würtemberg, Baden, und alle die kleinen und großen Länder Deutschlands im Bunde sind wohl im Stande, einer Welt von Feinden Trotz zu bieten. Aber der alte Krebsschaden der Uneinigkeit frißt immerfort in unsern Eingeweiden, und wird Deutschland vernichten. Preußen ist aufgestanden, und doch erhebt das übrige Deutschland sich nicht? Doch sind alle Vorbereitungen, alle Pläne und Verschwörungen umsonst gewesen. Vergessen wir einen Augenblick Oesterreich, aber das übrige Deutschland, sagen Sie, Walmoden, auch das übrige Deutschland schließt sich Preußen nicht an? Es erhebt sich nicht wie Ein Mann zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind? Die Fürsten des Rheinbundes entsagen nicht ihrem französischen Bündniß, ihre Völker zwingen sie nicht dies zu thun? Der Waffenruf geht nicht wie ein jauchzend Jubellied durch ganz

Deutschland, und macht Knaben zu Jünglingen, Greise zu Männern?

In Preußen ist es so, wie Ew. Hoheit sagen, Preußen ist Eins mit seinem König, und der Waffenruf findet ein begeistertes Echo in jeder Brust. Aber das übrige Deutschland schwankt und schweigt noch. Die Rheinbundsfürsten sind nach Paris geeilt, um von Napoleon ihre Ordres zu empfangen, und seine Befehle entgegenzunehmen, den Völkern aber fehlen die Führer, die Vermittler, die das Einverständniß unterhalten.

Aber was treibt denn das große Revolutions-Comité? fragte Johann angstvoll. Wo ist denn Justus Gruner, der große Vermittler, der seine Aufstandsagenten durch ganz Deutschland sendet? Legt auch er die Hände in den Schooß, und will nicht mehr wirken für das große allgemeine Ganze?

Hoheit, ich komme mit einer Trauerkunde. Justus Gruner, der tapfere unermüdliche Agitator —

Er ist todt? unterbrach ihn Johann bebend.

Nein, Hoheit, er ist gefangen!

Wer hat das gethan? fragte Johann. Wer hat es gewagt, diesen edlen, unermüdlichen Mann zu verrathen? Wer hat den Muth gehabt, ihn seinen Feinden auszuliefern? Ihn der Rache Napoleons preis-

zugeben? Wer hat ihn aus Prag, wo er wenigstens von Oesterreich ein Asyl, wenn auch nicht Unterstützung erhielt, zu entführen gewagt?

Hoheit, er ist nicht der Rache Napoleons zum Opfer gefallen, und Niemand hat ihn an Frankreich ausgeliefert. Er ist auf besondern Befehl des Grafen von Metternich als ein staatsgefährlicher Aufruhrstifter verhaftet und nach der Festung Peterwardein abgeführt worden.

Der Erzherzog stieß einen Schmerzensschrei aus und schlug seine beiden Hände vor sein Antlitz. Lange saß er so da, verhüllten Angesichts, seufzend und ächzend. Als er dann seine Hände niedergleiten ließ, war sein Antlitz leichenbleich, seine Lippen zuckten schmerzlich und große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

Graf Metternich hat Justus Gruner verhaften lassen, sagte er mit flammenden Augen. Ihr seht, meine Freunde, er hat mich besiegt, er ist der Mächtige, ich der Ohnmächtige geblieben, und ich habe das Versprechen, das ich Euch in unserer letzten großen Conferenz gegeben, bis jetzt nicht erfüllen können, ich habe Metternich nicht unschädlich machen, ihm nicht seinen unheilsvollen Einfluß rauben können. Er ist

noch immer der allmächtige Minister des Kaisers, und ich bin noch immer der ohnmächtige Erzherzog, dessen Stimme man nicht hört, den man höhnend bei Seite schiebt. Ich klage nicht um mich und nicht aus persönlichem Ehrgeiz, ich klage nur um Oesterreichs, um Deutschlands willen, und im Namen dieser Beiden schwöre ich, daß ich nicht ermatten will im Widerstand, daß ich, obwohl ihm diesmal der Sieg geworden, mich doch nicht für besiegt und kampfesunfähig halten, sondern daß ich weiter kämpfen will rastlos und unermüdlich, daß ich niemals mich versöhnen, niemals einen Waffenstillstand schließen will, sondern daß ich immer nur das Eine große Ziel im Auge behalten werde: den gefährlichen Mann zu verdrängen, der Oesterreich zum Bundesgenossen seines natürlichen Feindes macht, der ihm den Haß des ganzen übrigen Deutschlands zuwenden, der Oesterreich in's Verderben führen wird. Mag er jetzt auch triumphiren, aber der Tag der Vergeltung wird kommen für ihn sowohl, wie für mich, und an dem Tage, wo Metternich endlich fällt, werde ich, werdet Ihr Alle, wird auch Justus Gruner gerächt sein. — Und jetzt, meine Freunde, laßt uns unsere Berathung fortsetzen. Zu Ihnen jetzt, Herr King. Bringen auch Sie uns keine

erfreulichen Nachrichten? Hat der edle Prinz-Regent von England, da er sieht, daß Deutschland immer noch nicht einig ist, immer noch nicht sich erhebt zum heldenmüthigen Widerstand, hat er uns aufgegeben, und will uns keine Hülfe mehr zuwenden?

Nein, Hoheit, der Prinz-Regent hält seine Versprechungen, sagte King, er zweifelt nicht, daß die Zeit nahe ist, wo ganz Deutschland aufstehen wird, um sich zu befreien, und er ist bereit, den Deutschen beizustehen mit Allem, was sie bedürfen, mit Soldaten, Waffen und Geld. Eine kleine Flotille kreuzt zwischen England, Schweden, den Nord- und Ostsee-Küsten. Sie bringt Waffen nach Schweden für die von dort sich einschiffende „deutsche Legion," an deren Spitze der edle Gneisenau steht. Dieser selbst ist bereits auf einem britischen Schiff von Stockholm nach Colberg gegangen, und dort von der ganzen Bevölkerung mit Jubel aufgenommen worden. Ein Schiff mit Bewaffnungs- und Ausrüstungs-Gegenständen folgt ihm nach. Eine andere Sendung von fünftausend Büchsen, von Sätteln, Pistolen und Carabinern geht in diesen Tagen von London ab, und ist gleichfalls für die deutsche Legion bestimmt. Außerdem ist es der Plan des Prinz-Regenten, die Hauptscene des

ganzen europäischen Krieges nach Deutschland zu versetzen, und deshalb den Lord Wellington mit allen den in Spanien und auf den drei Inseln des britischen Reichs entbehrlichen Truppen nach Deutschland zu senden. Aber zur Ausführung dieses Plans ist nothwendig, daß ganz Deutschland sich erhebe und in Waffen stehe! Es genügt nicht, daß der Norden aufgestanden und bereit ist, den Kampf aufzunehmen, auch der Süden muß aufstehen, auch Süddeutschland muß zu den Waffen greifen. Dies ist es, was ich von der britischen Regierung beauftragt bin, Eurer Hoheit zu melden: auch Süddeutschland muß sich jetzt entscheiden, denn nur die allgemeine Erhebung kann den Sieg verleihen. Und die britische Regierung weiß sehr wohl, daß in Süddeutschland alle Elemente zu einer glücklichen und siegreichen Erhebung vorhanden sind, daß das Volk nichts sehnlicher wünscht, als gegen den verhaßten Kaiser der Franzosen in den Kampf zu ziehen. Wenn die Fürsten diese Sehnsucht ihrer Völker nicht theilen, so muß man sie zwingen, dies zu thun; wenn Oesterreich nicht freiwillig seinem Bündniß mit Frankreich entsagt, so muß man bemüht sein, Oesterreich so stark zu compromittiren, daß Frankreich sich zu Zorn und Feindschaft aufgeregt fühlt und

Oesterreich den Krieg erklärt. Dies Mittel aber, Oesterreich so zu compromittiren, daß Frankreich, trotz aller Liebesversicherungen des Grafen Metternich, nicht mehr an die freundliche Gesinnung Oesterreichs glaubt, dies Mittel liegt in den Händen Eurer Hoheit, und die britische Regierung beschwört Ew. Hoheit, es zu ergreifen.

Und worin besteht dies Mittel nach der Ansicht der britischen Regierung?

Hoheit, wenn man ein Festungswerk in die Luft sprengen will, so unterminirt man es mit Pulver und steckt dies in Brand. Tyrol ist für Oesterreich das Pulverfaß, und wenn es auffliegt, wird es das ganze österreichisch-französische Bündniß damit zerschmettern. Ew. Hoheit halten die Lunte in Händen, legen Sie dieselbe an das Pulverfaß, Alles wird gethan sein, und England ist bereit, Ew. Hoheit nach besten Kräften zu unterstützen.

Ehe ich auf diese Anforderung Antwort gebe, wollen wir zuerst hören, welche Nachrichten unsere Boten aus Tyrol uns bringen. Nun sprecht, Wintersteller und Eisenstecken. Nun sagt: wie steht es in Tyrol?

Es steht so, wie es in den Jahren 1805 und

1809 am Tage vor dem Ausbruch der Empörung stand, sagte Wintersteller lebhaft. Ganz Tyrol hat sich gewaffnet und ist bereit. Wir wollen halt nimmer mehr bairisch sein, wir wollen unsere Verfassung wieder haben, und uns frei machen von den Franzosen und den Boarfoks. Unsere Männer und Weiber, unsere Greise und Kinder, unsere Bursche und Madle's, Alles ist mitsammen verschworen zum großen Befreiungskrieg. Wir haben Waffen und tapfere Hände vollauf, die sie führen. Es fehlt uns nur Eins, es fehlt uns der Anführer und General. Und darum schickt uns Tyrol hieher nach Wien, und dem geliebten Erzherzog Hannes sollen wir sagen: komm zu uns, lieber Erzherzog Hannes, komm zu uns nach Tyrol! Erheb' unsere Fahne, sei unser Anführer und Herr, und freudig wollen wir Dir folgen zum Sieg oder Tod.

Ja, rief Eisenstecken mächtig, komm zu uns nach Tyrol, lieber Erzherzog Hannes, mache wahr, was Du uns in unsern Märtyrerjahren von 1805 und 1809 versprochen hast, daß Du uns nimmer verlassen, daß Du mit uns kämpfen und leiden wollest, bis wir den Sieg errungen, bis Du wieder frei geworden! Wir haben Dir geglaubt, lieber Herr Erz-

herzog Hannes, wir glauben noch an Dich, obwohl drei schmerzensreiche Jahr' seitdem vergangen sind und wir viel gelitten haben von der bairischen Tyrannei, obwohl so viel Jammer und Qual über uns kommen ist, daß die Madonnenbilder selber bei uns darüber weinen, daß die Geister in der Luft zur Nachtzeit darüber klagen und jammern. Wir glauben immer noch an Dich, lieber Erzherzog Hannes, und wir hoffen auf Dich. Der Kaiser Franz hat uns wohl vergessen und aufgegeben, aber wir glauben nimmermehr, daß auch unser Erzherzog Johann uns vergessen könnt, Er, auf dessen Ruf wir zwei Mal aufgestanden, zwei Mal unser Blut vergossen haben, und der uns geschworen hat, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis Tyrol wieder frei, bis es seine freie Verfassung und seine alten verbrieften Vorrechte wieder gewonnen.

Ganz Tyrol hofft auf Dich, ganz Tyrol erwartet Dich, sagte Wintersteller. Darfst uns jetzt nit vergebens mehr warten lassen, lieber Erzherzog Hannes, mußt wahrlich kommen Dein Versprechen wahr zu machen. Tyrol hat uns zu Dir geschickt, auf heimlichen Wegen mit Gefahr unseres Lebens sind wir herkommen zu Dir, lieber Erzherzog, und das letzte

Wort sollen wir Dir sagen vom treuen, unglücklichen, verzweifelnden Tyrol. Komm zu uns, Hannes, damit wir sehen, daß Du's ehrlich mit uns g'meint hast, daß Du uns belohnen willst für unsere Treu', daß Du unser vergossenes Blut nit mißachten, und unsere Thränen nit verspotten willst. Komm zu uns, Hannes, denn wenn Du's nit thust, kommt die Desperation über uns, und wir thun, was unser Herz nit gut heißt, was aber unser Verstand uns räth, wir sagen uns los von Oesterreich für immerdar, und folgen Denen, welche uns rathen, uns unter britischer Leitung unsern Nachbaren, den Schweizern, anzuschließen.

Aber ehe wir das thun, lieber Erzherzog, sollen wir Dich beschwören im Namen von ganz Tyrol, im Namen Andreas Hofer's, der für uns und für Oesterreich gestorben ist, sollen Dich beschwören, daß Du zu uns kommst, und Dich an unsere Spitze stellst. Wir wollen Dein sein in Treu' und Liebe, so mache Du auch wahr, was Du uns gelobt, so sei auch unser in Treu' und Liebe!

Ja, sei unser, lieber Erzherzog, komm, denn es ist die höchste Zeit. Wir können nit mehr warten, und nit mehr zuharren, das lassen die Tyroler Männer

Dir sagen. Hier ist der Aufruf, der Dir's bezeugen soll! Schau her, mit wenigen Worten haben wir's hier aufgeschrieben, daß wir Dich erwarten, daß wir Dich zu uns rufen, aber viel hundert Namen stehn darunter geschrieben, und Du kennst sie alle, diese Namen, weißt, daß sie Männern angehören, die mit dem lieben Anderl Hofer treu und tapfer gekämpft haben für Tyrol's Freiheit und für den Kaiser Franz!

Während er so sprach, entfaltete er ein großes Schriftstück, und reichte es dem Erzherzog dar.

Schau her, lieber Erzherzog, fuhr Wintersteller fort, schau, all' die tapfern Tyroler haben da ihre Namen verzeichnet, und da ist auch der Name von Anton Aichberger's lieber Tochter, sie hat ihn selbst geschrieben, die Elise Wallner, und hat dabei gesagt: „Jeder Buchstabe von meinem Namen wird den lieben Erzherzog grüßen, und wird ihn erinnern an das Sterbebett von meinem lieben Vater, und wird ihn dran gemahnen, daß er Anton Wallner in seine sterbende Hand versprochen hat, er wolle Tyrol nimmer verlassen, und wolle ihm treulich helfen seine Freiheit wieder zu erkämpfen. Geht denn hin, und ruft den Erzherzog; sicherlich wird er kommen, denn er hat ein

treu und ehrlich Herz, und was er geschworen hat, das hält er."

Ja, rief Johann, ja, was er geschworen hat, das hält er! Die Zeit des Zauderns und des Wartens ist vorüber, und jetzt giebt es kein Schwanken und Bedenken mehr, sondern es muß gehandelt werden. Ich habe Tyrol meinen Schwur gegeben, und ich werde ihn erfüllen, ich bin bereit Eurem Ruf zu folgen, und Alles zu wagen, um für Euch wenigstens Alles zu gewinnen.

Hurrah, er ist unser, der liebe Erzherzog Hannes, jubelten die Tyroler. Hurrah, es lebe Tyrol und unser Herzog Johann! Er hört auf die Schmerzensklage von Tyrol, und kommt zu uns, um uns die Freiheit zu bringen.

Ja, ich komme zu Euch, meine Freunde, sagte Johann, ich komme, um Euch die Freiheit zu erkämpfen, oder mit Euch zu sterben.

Gott sei Dank, daß Ew. Hoheit endlich diesen mannhaften, kühnen Entschluß gefaßt haben, rief Roschmann begeistert. Nun zage ich nicht mehr um mein geliebtes Vaterland Tyrol, nun ist es gerettet, denn der Herr des Gebirges geht hin, um das königliche Erbe seiner Väter zu befreien und zu beglücken.

Und wenn Ew. Hoheit das thun, so ist damit auch alles Schwanken und Zagen der übrigen Provinzen beendet, sagte Graf Nugent, alle werden sie aufstehen zum heiligen Kampf. Kärnthen, Illyrien und Krain sind kaum noch länger zurückzuhalten, sie glühen dem Kampf entgegen, und könnten leicht in ihrer Ungeduld zu früh ausbrechen; die Gegenwart Eurer Hoheit in Tyrol wird Alles zu einem bestimmten Ziel hinlenken, und eine übereilte und vorzeitige Explosion verhindern.

Wenn Ew. Hoheit jetzt Tyrol zu den Waffen rufen, sagte Graf Wallmoden, so wird die Begeisterung über diese kühne That auch die Unentschlossenen und Lauen anfeuern und zu thatvollen Entschlüssen kräftigen. Gleichwie der kühne Abfall des Generals York ganz Norddeutschland begeisterte, so wird der Waffenruf des Erzherzogs Johann ganz Süddeutschland entflammen und zu großen Entschlüssen ermuthigen.

Ich bin beauftragt von der britischen Regierung, Eurer Hoheit, sobald Sie diesen entscheidenden Entschluß gefaßt, die vollste Zustimmung zu überbringen, sagte King. Die britische Regierung ermächtigt mich, bedeutende Geldmittel und einen großen Waffenvor-

rath, der schon an den Grenzen der Schweiz deponirt ist, zur Verfügung Eurer Hoheit zu stellen. Auch soll, sobald Ew. Hoheit in Tyrol angelangt, und die Revolution dort zum Ausbruch gekommen ist, sogleich Sir Robert Wilson als Gesandter bei Eurer Hoheit, als einem selbstständigen Fürsten accreditirt werden*).

Auch Rußland hat für den Fall, daß Ew. Hoheit endlich den Entschluß fassen, das unglückliche Tyrol zu erretten, seinen Beistand zugesagt, rief Roschmann feurig. Der Herzog von Accerenza versichert, daß Kaiser Alexander es angelegentlich wünscht, Ew. Hoheit an der Spitze von Tyrol zu sehen, und daß es nur nöthig wäre, daß Ew. Hoheit sich persönlich mit einigen Worten an den Kaiser wenden, um sofort seine thätigste Beihülfe und Fürsprache für Ew. Hoheit Unternehmen zu gewinnen. Der Herzog von Accerenza verläßt heute noch Wien, um sich unmittelbar zum Kaiser Alexander zu begeben, und er wird glücklich sein, ein Schreiben von Ew. Hoheit an den Kaiser mitnehmen zu können.

Auch ich begebe mich morgen früh auf die Reise

*) Historisch. Siehe: Lebensbilder II. 441.

nach dem Hauptquartier des Kaisers Alexander, sagte King. Ich habe wichtige Depeschen meiner Regierung an den Kaiser Alexander zu überbringen, und habe Befehl, sie in des Kaisers eigene Hände niederzulegen. Zudem habe ich, da Ew. Hoheit jetzt entschlossen sind, nach Tyrol zu gehen, hier nichts zu thun, und es ist nur noch nöthig, Ew. Hoheit die Geldanweisungen zu übergeben, und wegen des Waffentransports Alles zu verabreden. Ich bitte Ew. Hoheit, daß Sie mir Ihr Schreiben an den Kaiser Alexander anvertrauen, und ich zweifle nicht, daß der Kaiser bereitwillig den Aufstand Tyrols unter der Fahne Eurer Hoheit unterstützen werde.

Wohl, Mister King, Sie sollen mein Schreiben haben, sagte der Erzherzog freudig. Nichts darf versäumt werden, um Tyrol den Schutz und den Beistand aller Mächte zu sichern.

Aber haben Ew. Hoheit denn schon den Beistand Oesterreichs? fragte Hormayr. Sind Sie gewiß, daß der Kaiser Franz einwilligen wird, daß Ew. Hoheit nach Tyrol gehen, und sich selbst mit Ihrer geheiligten Person an die Spitze des Aufruhrs stellen?

Ich bin gewiß, daß der Kaiser Franz mir nimmermehr seine Einwilligung geben würde, und darum ist

es besser, ihn nicht zu fragen. Er weiß, daß Tyrol in Gährung, daß es bereit ist, sich zu erheben, er hat unter der Hand der neuen Revolution seinen Schutz und Beistand zugesagt, und so wird er auch, sobald die Revolution ein fait accompli ist, und wir gesiegt haben, es billigen, daß ich mich an die Spitze der Revolution gestellt habe, und im Namen Oesterreichs ihr Anführer gewesen bin.

Nein, Hoheit, er wird es nimmer billigen, rief Hormayr glühend. Der Kaiser kann es billigen, daß Tyrol sich erhebt, um sich die Freiheit zu erkämpfen, aber nimmer wird er es zugeben, daß ein Erzherzog von Oesterreich, daß sein Bruder selber Theil nehme an der Revolution des Volks. Deshalb, bei der heißen Liebe, die ich für Ew. Hoheit hege, beschwöre ich Sie: gehen Sie nicht nach Tyrol! Gönnen Sie den Tyrolern Ihren Beistand, Ihre Verwendung bei den andern Mächten, aber lassen Sie uns, den Herrn von Roschmann und mich die Organe sein, durch welche Sie mit den Tyrolern verkehren. Senden Sie uns Beide nach Tyrol, geben Sie uns Ihre Verhaltungsbefehle mit. Wir werden denselben genau folgen, wir werden nur Ihre Pläne ausführen, wir werden in Ihrem Geist handeln, aber niemals darf der Name

eines kaiserlichen Prinzen an die Spitze einer Revolution gestellt werden, selbst wenn diese Revolution vor Gott und den Menschen eine gerechte und heilige ist. Nie würde Kaiser Franz es verzeihen, wenn sein Bruder ohne seinen Befehl sich an die Spitze einer Volksbewegung gestellt, sich zum Rebellen gemacht hätte!

Mag es sein, mag er es mir nimmer verzeihen, mag er mich einen Rebellen nennen, rief Johann glühend. Ich wage es darauf! Jetzt nur keine Bedenken mehr! Ich bin entschlossen zu handeln! Ich habe zwei Mal Tyrol meinen Schwur verpfändet, ihm meinen Namen und meinen Arm zu seiner Befreiung zu leihen, und ich werde es ihm jetzt durch die völligste Aufopferung meiner Person beweisen, daß jene Worte keine Trugworte gewesen, und daß ich meinen Schwur erfüllen will, wenn auch ich selber dabei zu Grunde gehen müßte. Die Würfel sind gefallen, mein Loos ist entschieden. Tyrol ist im Begriff aufzustehen, und mahnt mich an meinen Schwur! Ich werde ihn erfüllen, ich werde mich unverweilt an die Spitze von Tyrol stellen, ich werde mit ihm kämpfen, mit ihm siegen, oder mit ihm untergehen. Sagen Sie das dem Kaiser Alexander, Herr King, ich werde es bestätigen

in einem eigenhändigen Schreiben, das ich Ihnen an den Kaiser mitgeben werde. Eilen Sie nach Illyrien, Nugent, und sagen Sie dem Bischof Verhovacz und den Verschwornen, daß die Stunde der Entscheidung gekommen ist. Und Ihr, meine Freunde, Eisenstecken und Wintersteller, verlaßt sogleich Wien, und kehrt zurück nach Tyrol. Sagt den Tyrolern, sie sollen ihre Stutzen laden, ihre Waffen schärfen und sich bereit halten, sagt ihnen, daß ihr Hannes kommen wird, daß er mit ihnen, und für sie kämpfen will um ihre Freiheit, daß er sie erlösen will von allem Joch und aller Bedrückung! Eilt und sagt den Tyrolern, daß ich in acht Tagen bei ihnen sein werde. Und nun, Hormayr, sehen Sie mich nicht so traurig und ängstlich an. Denken Sie daran, was ich gelitten habe seit jenem furchtbaren Jahr 1809, das mich zum Meineidigen und Verräther gemacht hat an Denen, die mir vertrauten, an den treuen Tyrolern, die freudig ihr Blut und Leben wagten; weil sie auf meinen Beistand, meine Hülfe glaubten zählen zu dürfen. Ich hatte ihnen Beistand und Hülfe zugeschworen, und man zwang mich, meinen Schwur zu brechen. Aber denken Sie daran, Freund, welcher Gram seitdem mein Herz genagt hat, denken Sie, daß mein

Treubruch, und all' der daraus hervorgehende Jammer mich Nacht und Tag verfolgt hat gleich einem Gespenst; wie oft, — ich schäme mich nicht, es zu bekennen, — wie oft Sie mich darüber in Thränen gefunden haben! Denn ich hatte für Tyrol nichts mehr, als meinen Gram und meine Thränen. Heute aber habe ich ihm mehr zu bieten, heute gebe ich ihm meinen Namen, meinen Arm und mein Haupt hin! Möge es zum Glück und Heil Tyrols sein, dann gilt es gleich, ob ich selber dabei zu Grunde gehe! Eilt, meine Freunde, eilt nach Tyrol! In acht Tagen spätestens werde auch ich dort sein, in acht Tagen erwartet mich. Was nun auch geschehen möge, selbst wenn ganz Oesterreich, selbst wenn Wien dem fränkischen Feinde noch einmal zur Beute fiele, ich werde Tyrol nicht verlassen, ich werde es als eine selbstständige Festung vertheidigen bis zu meinem letzten Blutstropfen*)

---

*) Erzherzog Johanns eigene Worte. Siehe: Lebensbilder II. 540.

## XII.

## Der Verräther.

Eine Viertelstunde später hatten Alle das Haus verlassen, düster und schweigend stand es da in der düstern, schweigenden Straße; jetzt mochten die Späher und Spione des Erzherzogs immerhin erwachen, und seinem Thun nachspüren. Der Erzherzog war unbemerkt, wie er gegangen, in sein Hôtel zurückgekehrt, und hatte sich leise in seine Gemächer begeben.

Der Erzherzog Johann lag schon wieder in seinem Bett, wer konnte ihn also verrathen, wer konnte behaupten, daß er in dieser Nacht sein Haus verlassen, und mit seinen Vertrauten eine Revolution verabredet habe? —

Wer konnte ihn verrathen? Der, welcher eben, wie vom Sturmwind getrieben, durch die einsamen Straßen dahin flog, der, welcher jetzt dort, vor dem

Palais des Grafen Metternich stille stehend, nach Athem rang, und dann leise zu dreien Malen an das Fenster des Portiers klopfte.

Nun öffnete sich das Fenster, und der Portier schaute grämlich hervor, und fragte nach dem Begehr des nächtlichen Ruhestörers.

Ich bin's, sagte der Verräther leise, Se. Excellenz haben befohlen, daß Ihr mich zu jeder Zeit, ob ich bei Tag oder bei Nacht komme, zu ihm einlassen sollt. Laßt mich also ein, ich muß ihn sprechen!

Wer konnte den Erzherzog Johann verrathen? Derjenige, der jetzt durch die geöffnete kleine Seitenthür n das Palais hineinschlüpfte, und über die schweigenden, von düstern Lampen nur erhellten Treppen und Corridore dahin eilte in das kleine Gemach des Kammerdieners, der schlafend in seinem Bette lag.

Aber der Verräther weckte ihn. Eilt, meldet mich sogleich Sr. Excellenz, dem Herrn Grafen. Sagt, ich habe ihm Wichtiges zu sagen.

Aber Se. Excellenz sind erst vor einer Stunde, erst um zwei Uhr aus der Soirée bei der Fürstin Bagration zurückgekehrt, Se. Excellenz waren sehr ermüdet, denn Excellenz haben Komödie gespielt, und in zwei französischen Lustspielen die Hauptrolle dar-

gestellt. Se. Excellenz befahlen daher, ihn erst um neun Uhr zu wecken.

Gleichviel, ich muß Se. Excellenz sprechen, es ist dringend. Ihr müßt ihn wecken, Freund, und seid gewiß, Se. Excellenz wird Euch deshalb nicht zürnen. Schnell, steht auf, kleidet Euch an, und geht.

Zehn Minuten später trat der Verräther in das Schlafgemach des Grafen ein, der in seinem Bett sitzend, den türkischen Schlafrock über die Schultern geworfen, ihn erwartete.

Wenn das, was Sie mir zu sagen haben, nicht von der äußersten Wichtigkeit ist, sagte Metternich leicht grüßend, so werde ich es Ihnen nie verzeihen, mich im Schlaf gestört zu haben, Herr von Roschmann.

Es ist aber von der äußersten Wichtigkeit, und Ew. Excellenz werden mir daher verzeihen, betheuerte Roschmann, indem seine Augen zu dem Kammerdiener hinüber schweiften, der an der Thür stand, und die Befehle seines Herrn erwartete.

Gehen Sie, Herbert, legen Sie Sich immerhin wieder in Ihr Bett, befahl Metternich, Herr von Roschmann kennt den Weg, und wird ohne Sie aus dem Palais hinaus finden.

Der Kammerdiener zog sich zurück und drückte die Thür hinter sich in's Schloß.

Jetzt eilte Roschmann durch das Gemach bis dicht an das Bett Metternich's hin.

Wir sind nah' am Ziel, Excellenz, sagte er hastig. Der Erzherzog ist entschlossen nach Tyrol zu gehen. Wir haben in dieser Nacht eine wichtige Conferenz gehabt, und der Erzherzog hat den beiden anwesenden Tyrolern gesagt, sie sollen heimkehren und verkünden, daß er in acht Tagen in Tyrol sein würde, um sich an die Spitze des Aufruhrs zu stellen.

Hat er den Tyrolern nichts Schriftliches gegeben? fragte Metternich achselzuckend.

Nein, Excellenz. Herr von Hormayr verhinderte ihn daran, er ist argwöhnisch und will durchaus nicht, daß der Erzherzog sich compromittire.

Herr von Hormayr ist ein gefährlicher Agitator, denn er ist fanatisch und dabei vorsichtig, sagte Metternich gedankenvoll. Wir müssen ihn bald unschädlich machen. Das ist Alles, was Sie mir zu sagen haben?

Nein, Excellenz, ich habe Wichtigeres Euch zu melden. Morgen früh verläßt der britische Unterhändler, Mr. King, Wien, um sich zum Kaiser Alex=

ander nach Breslau zu begeben. Er überbringt wichtige Depeschen der britischen Regierung an den Kaiser, und außerdem hat ihm der Erzherzog ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser mitgegeben, in welchem er Alexander bittet, den Tyrolern seinen Schutz und Beistand zu verleihen.

Das ist schon Etwas, sagte Metternich lebhaft. Wir müssen die Depeschen sowohl, wie den Brief des Erzherzogs haben.

Er wird sie mit seinem Leben vertheidigen, Excellenz, und es würde Aergerniß geben, wenn es bekannt würde, daß die österreichische Regierung einen britischen Unterthan mit Gewalt seiner Papiere beraubt hätte.

Wir werden demzufolge dies Aergerniß vermeiden, entgegnete Metternich ruhig. Ich war schon auf diesen Fall vorbereitet, und habe meine Maßregeln getroffen. Kennen Sie die Reiseroute, welche Mr. King nehmen wird.

Er geht in directer Tour, ohne alle Nebenwege, mit Extrapost in der Verkleidung eines österreichischen Officiers bis an die österreichische Grenze. Ich selber habe ihm den Paß gegeben, eines von den Blankets, die Ew. Excellenz mir anvertraut. Auf der Grenze,

in Prerau, wechselt er die Kleider und reist als Landmann weiter.

Er wird aber nicht in Breslau anlangen, denn Räuber werden ihn noch auf österreichischem Gebiet überfallen, und ihn seiner Papiere berauben, sagte Metternich ruhig. Wann sagten Sie, daß Herr King abreist?

Um sechs Uhr heute früh!

Meine Räuber werden eine Stunde vor ihm abreisen, und da sie auch mit Courierpferden reisen, so werden sie eine Stunde vor ihm im Walde bei Prerau sein! Es giebt da eine hübsche einsame Stelle, und da werden sie ihn überfallen. Der Postillon wird schon so gut sein und mit dem Wagen gegen einen Baum fahren, daß der Wagen umschlägt*).

Ew. Excellenz sind doch der größte und feinste Staatsmann, rief Roschmann begeistert. Das Höchste, wie das Kleinste behalten Sie im Auge, und nichts

---

*) Es geschah so wie Graf Metternich gesagt. Der Polizeicommissarius Schmidthammer, und der nachmalige Kreishauptmann Czikann, überfielen verkleidet und mit geschwärzten Gesichtern als Räuber den britischen Courier im Walde bei Prerau, und beraubten ihn seiner Depeschen und seines Passes, so daß King nach Wien zurückkehren mußte. Siehe: Lebensbilder II. 441.

kann Sie überraschen und in Verlegenheit setzen, weil Sie auf Alles vorbereitet sind.

Doch würde es mich jetzt in Verlegenheit setzen, wenn Sie mir keine authentischen Beweisstücke gegen den Erzherzog brächten. Er hat gesagt, daß er in acht Tagen in Tyrol sein wird. Er darf aber nicht dahin abreisen, denn der Aufstand Tyrols darf jetzt nimmermehr zum Ausbruch kommen, und doch, wie soll ich die Abreise des Erzherzogs verhindern, wenn ich dem Kaiser keine Beweisstücke vorzulegen habe? Worte genügen nicht! Worte verfliegen im Winde, und geben kein Zeugniß für die, welche sie nicht gehört! Sie müssen mir etwas Schriftliches anschaffen, was unwiderleglich die Absicht des Erzherzogs kund thut, sich an die Spitze der Revolution in Tyrol zu stellen. Sie müssen ihn vermögen, einen Aufruf an die Tyroler zu erlassen.

Er soll diesen Aufruf schreiben, ich werde mit Bitten und Vorstellungen so lange in ihn dringen, bis er ihn schreibt.

Und dann seine übrigen Papiere. Es ist nothwendig, daß der Kaiser eine Einsicht habe in die ganzen weit verzweigten Verbindungen des Erzherzogs.

Sie versprachen mir die wichtigen Papiere des Erzherzogs zu verschaffen.

Und ich werde sie in einigen Tagen Ew. Excellenz übergeben. Ich kenne die Person, welcher der Erzherzog seine wichtigsten Papiere übergeben. Ich selber habe ihm diese Vorsicht angerathen. Es kommt nur noch darauf an, zu ermitteln, wo diese Person, welche dem Erzherzog sehr ergeben ist, die Papiere verborgen hält. Das werde ich heute noch ermitteln.

Gut, thun Sie das! Verschaffen Sie mir den Aufruf und die Papiere des Erzherzogs, und Titel und Orden und goldener Lohn sind Ihnen sicher. Jetzt aber, ich bitte, jetzt gehen Sie. Um fünf Uhr muß ich meine Räuber beordern, ich habe also kaum noch zwei Stunden zum Schlafen, und ich bin müde. Gute Nacht, mein lieber Herr von Roschmann!

## XIII.

## Vater und Tochter.

Camilla, sagte Roschmann, in das Kabinet seiner Tochter eintretend, Camilla, ich komme zu Dir in sehr ernster und wichtiger Angelegenheit, und ich muß von Dir Offenheit und volles unbedingtes Vertrauen erwarten.

Du darfst das, mein Vater, und Deine Erwartung soll Dich nicht getäuscht haben, erwiderte Camilla, indem sie ihrem Vater mit freundlichem Lächeln entgegen schritt und ihm ihre beiden Hände darreichte. Ja, mein theurer, geliebter Vater, ich bin glücklich es sagen zu können: ich hege zu Dir offenes unbedingtes Vertrauen. Die düstere Wolke, welche zwischen uns stand, ist verschwunden seit ich bei Dir bin, seit ich besser als Andere Dich erkennen und schätzen kann. Man hatte mich über Dich getäuscht, und Deine

Feinde hatten in Tyrol Mißtrauen gegen Dich erweckt. Mit diesem Mißtrauen kam ich zu Dir her, und jetzt danke ich Gott aus der Tiefe meiner Seele, daß dies Mißtrauen unbegründet war. Nein, Du bist kein treuloser Tyroler, kein Verräther an der heiligen Sache des Vaterlandes. Du bist sein treuer Sohn, Du bist bereit, Dein Blut und Leben für die Vertheidigung Tyrols zu wagen, die Gefahren erschrecken Dich nicht, die Hindernisse und Schwierigkeiten entmuthigen Dich nicht. Oh, wie mich das glücklich macht, mein geliebter Vater, Dich so zu sehen und zu beobachten in Deiner schönen, kühnen Wirksamkeit, wie stolz bin ich jetzt darauf, mich Deine Tochter zu nennen! Du bist ja, nächst dem Erzherzog Johann, die Seele und der Mittelpunkt dieses großen heiligen Bundes, der unserm Vaterlande seine Freiheit wieder erkämpfen will, Du bist der Odysseus, der mit Rath und That, mit List und Kühnheit zu kämpfen versteht. Ich liebe Dich, ich bin stolz auf Dich, mein Vater. Mein Herz drängt mich Dir dies zu sagen, Dich um Verzeihung zu bitten für mein Mißtrauen, meine frühere Entfremdung. Verzeih mir, mein theurer, lieber Vater, verzeih mir um der Liebe willen, die ich jetzt zu Dir hege.

Ich verzeih' Dir gern, Camilla, sagte Roschmann, seine Tochter mit dem Anschein tiefster Rührung in seine Arme drückend. Ich bin es gewohnt, mißkannt zu werden, und für mein bestes Wollen und Thun nur Undank zum Lohn zu erhalten. Aber es thut wohl, erkannt und verstanden zu werden von Denen, welche man liebt, und wenn auch das Mißtrauen mich nicht mehr schmerzt, so erfreut und beglückt mich doch das Vertrauen, Dein Vertrauen vor allen Dingen, Du geliebte Tochter jenes Engels, der soviel um mich geweint hat, und gegen den ich so viel Schuld auf meine Seele geladen, daß mein ganzes Leben eine Buße sein muß! Sie, Deine Mutter, sie allein hat das Recht, mich einen Verbrecher, einen Meineidigen zu nennen, gegen sie allein habe ich gesündigt, und dennoch hat sie mir verziehen, dennoch hat sie mich geliebt. Oh, ihre Thränen und ihre Liebe brennen auf meinem Haupt wie feurige Kohlen, und besser als durch ihren Fluch hat sie sich gerächt durch den Segen, den ihre sterbenden Lippen über mich gesprochen.

Sie hat mir befohlen, Dich zu lieben und zu ehren, Dir gehorsam zu sein in allen Dingen, nimmer mich von Dir zu trennen, sagte Camilla schwärme-

risch. Ich habe geschworen, ihrem Befehl zu folgen, und treu und gehorsam meinem Vater zu leben und zu sterben. Oh, meine geliebte Mutter, Du ahntest nicht, wie leicht es mir werden würde, diesem Befehl zu genügen, wie sehr ich meinen Vater einst lieben würde, und wie würdig er dieser Liebe ist. Wenn es Dir vergönnt ist, von dort oben zu uns hernieder zu schauen, so segne uns, meine Mutter, segne uns mit dem Geist der Liebe, der Dein eigen Leben und Sterben war, und freue Dich, daß wir Beide uns gefunden, um uns nimmer wieder zu verlassen!

Nein, nimmer wollen wir uns wieder verlassen, rief Roschmann freudig. Was auch die Zukunft Schweres und Gefährliches bringen mag, zusammen wollen wir es ertragen, zusammen entweder siegen oder sterben und verderben. Du wirst mich nach Tyrol begleiten, meine Tochter. Siegen wir, so wird Tyrol mir lohnen für meine Liebe und Aufopferung, wird es besiegt, so werden meine Thaten als die eines Hochverräthers und Rebellen gestraft werden. Ich bin auf Alles gefaßt, und kein Zagen ist in mir. Aber für Andere zage ich, für Andere möchte ich vorsichtig sein, und das ist es, was mich heute zu Dir führt, meine Tochter. Der Erzherzog Johann hat Dir seine wich-

tigen Papiere anvertraut, und Du hast geschworen, sie ihm aufzubewahren, sie Niemanden, als ihm selbst, zu übergeben.

Du weißt das, mein Vater? fragte sie erstaunt.

Ich weiß es, der Erzherzog selber hat es mir gesagt. Er vertraut vollkommen auf Dich. Aber ich, Camilla, ich bin in Angst und Sorgen, ob Du auch in der That im Stande sein wirst, diese gefährlichen Papiere treu zu bewahren, und Deinen Schwur zu erfüllen. Bedenke, mein Kind, daß wir dies Haus, daß wir Wien bald verlassen, um nach Tyrol zu gehen. Wirst Du diese Papiere mit Dir nehmen können, werden sie bei Dir sicher sein? Könnte es nicht sein, daß Du selber in Gefangenschaft gerietheſt, daß man Dich dieser Papiere beraubte, und Du dadurch die Geheimnisse des Erzherzogs selber gefährdeteſt?

Fürchte nichts, mein Vater, sagte Camilla lächelnd. Ich werde die Papiere nicht mit mir nehmen, ich werde die Geheimnisse des Erzherzogs nicht gefährden. Sie bleiben hier zurück, hier in diesem Zimmer, und Niemand wird sie hier entdecken.

Du bist dessen ganz gewiß? Nimm an, Camilla, unsere Sache mißglückte, der Aufstand würde niedergeschlagen. Sicherlich wird alsdann der Kaiser Franz

uns Alle desavouiren, und um seine Unkenntniß der ganzen Sache zu bethätigen, uns Alle zur Untersuchung und Strafe ziehen. Man wird dann Häscher in diese Wohnung hier senden, um sich meiner Papiere zu bemächtigen. Werden diese Häscher, wenn sie hier Alles durchspähen, Dein Versteck nicht entdecken, die Papiere des Erzherzogs nicht auffinden?

Nein, entgegnete Camilla, nein, sie werden es nicht entdecken, sie werden die Papiere nicht auffinden. Nur ein Verräther könnte sie darauf leiten, und dies ist unmöglich, denn Niemand außer mir kennt den Ort, wo ich sie verborgen habe. Ein Zufall ließ mich selber diesen Versteck auffinden, den vielleicht einst vor vielen Jahren ein Geizhals, der um seine Schätze bangte, sich hat einrichten lassen. Vor vielen Jahren, sage ich, denn seit langer Zeit ist er nicht gebraucht, die Maschinerie knarrte auf ihren verrosteten Angeln, und Alles war mit Staub und Spinneweben bedeckt. Jetzt habe ich Alles wieder hergerichtet, und die Papiere sind da so sicher geborgen, daß Niemand sie vermuthen kann.

Nun, wenn das ist, bin ich zufrieden, und mein Herz ist von einer drückenden Last befreit. Aber sag', Camilla, wirst Du Deinem Vater verweigern, was

Du dem Erzherzog Johann bewilligt hast? Ist in Deinem Versteck nicht auch Raum für meine Papiere und Documente, und für die wenigen Kostbarkeiten, die mir von unserm früheren Reichthum geblieben sind?

Es ist Raum darin noch für Vieles, sagte Camilla lächelnd, und es versteht sich, daß wir auch Deine Schätze und Geheimnisse sicher darin bergen.

Ich hoffte darauf, und habe deshalb Alles, was ich retten möchte, in einem Kasten zusammengethan, den ich jetzt holen will.

Er nickte seiner Tochter zu und verließ dann eilig das Zimmer, um schon nach wenigen Minuten schwer belastet mit einer eisernen Cassette wieder einzutreten.

Da ist Alles, was ich habe, sagte er keuchend, indem er die Cassette auf den Tisch setzte. Wirst Du Raum haben für diesen Kasten?

Ja, gewiß, ich kann ihn unterbringen. Geh' also, lieber Vater, geh', daß ich Dein Geheimniß sogleich verberge.

Wie? fragte Roschmann befremdet. Sogar vor mir selber willst Du es verbergen? Sogar ich soll den Ort nicht kennen, wo Du meine Papiere verbirgst?

Ich habe geschworen, Niemanden mein Geheimniß mitzutheilen, flüsterte Camilla leise.

Niemanden, auch Deinem Vater nicht? fragte er vorwurfsvoll. Oh Camilla, das ist also das Vertrauen, die Liebe zu Deinem Vater? Du mißtrauest mir noch immer? Du hältst mich für fähig, daß ich meinen theuersten Freund, meinen Wohlthäter verrathe? Du mißtrauest Deinem Vater, Camilla?

Nein, rief sie gerührt, außer sich gebracht von dem schmerzlichen Beben seiner Stimme, von dem traurigen Ausdruck seiner Miene, nein, ich mißtraue Dir nicht, mein Vater, ich liebe Dich, ich vertraue Dir, und ich will Dir einen Beweis davon geben. Komm, mein Vater, nimm die Cassette, Du selbst sollst sie in den Versteck tragen.

Sie flog durch das Zimmer, nach der Vertiefung des einen Fensters hin, und blieb dann stehen neben dem breiten Spiegelpfeiler, zwischen den beiden Fenstern, an dem ein kostbarer venetianischer Spiegel, fast die ganze Breite des Pfeilers einnehmend, sich befand. Ihr Vater folgte ihr mit seiner eisernen Cassette im Arm und stand jetzt dicht neben ihr.

Nun gieb Acht, sagte sie lächelnd, und wenn vielleicht der Zufall es fügen sollte, daß in den Kriegs-

und Aufruhrtagen in Tyrol irgend eine Kugel mich treffen und mir den Tod geben sollte, so ist dies Geheimniß mein Vermächtniß, das Du dem Erzherzog Johann mittheilen sollst. Gieb Acht, mein Vater, und schau hieher!

Sie schob ihren schmalen weißen Finger hinter den Spiegel und legte ihn jetzt auf einen der kleinen goldenen Sterne, die hier wie ringsum an den Wänden zur Befestigung der dunkelrothen Seidentapete angebracht waren. Nun drückte sie tief und lange auf diesen Stern. Ein leises Knarren und Schnurren ward hörbar, dann wie von unsichtbaren Händen emporgehoben, stieg aus dem Täfelwerk des parquettirten Fußbodens eins der eingelegten Vierecke empor und blieb dann einer aufgerichteten Fallthüre gleich stehen. Unter demselben befand sich indeß eine weiße Holzfläche, fest und fugenlos, als wäre sie nur die Fortsetzung eines Fußbodens, der sich unter dem Parquet hinziehe. In der Mitte dieser Holzfläche nur gewahrte man eine kleine messingne Platte, ein wenig über der Fläche emporstehend.

Drücke an der Platte, sagte Camilla lächelnd.

Roschmann that es, und sofort hob sich die Holzfläche empor, und unter derselben ward ein großer

viereckiger Raum sichtbar, in welchem ein großer eiserner Kasten stand. Roschmann bückte sich nieder, um den Deckel empor zu heben, aber sein Bemühen blieb fruchtlos.

Der Kasten ist verschlossen, sagte er.

Ja, lächelte Camilla, aber der Schlüssel stak im Schlosse, als ich den Versteck entdeckte. Ich habe viele Stunden arbeiten und mich bemühen müssen, ehe es mir gelang, den Kasten zu öffnen, denn es ist ein gar künstliches Schloß, aber jetzt kenne ich sein Geheimniß. Den Schlüssel trage ich seitdem immer bei mir, und nur mit meinem Leben werde ich mich von ihm trennen.

Sie kniete neben ihrem Vater am Rand der Oeffnung nieder, und aus ihrem Busen einen kleinen seltsam gewundenen Schlüssel ziehend, der an einer goldenen Kette ihr um den Hals hing, steckte sie denselben in das Schloß des Kastens, und drehte ihn einige Male hin und her. Nun flog der Deckel auf, und ein großer Raum ward sichtbar, in welchem sich indessen Nichts befand, als ein ziemlich großes verschlossenes Portefeuille.

Das sind die Papiere des Erzherzogs, sagte Camilla, auf dies Portefeuille hindeutend, stelle nun Deine Cassette daneben, und laß uns eilig das Geheimniß wieder verhüllen. Ich möchte selbst die Wände nichts

davon sehen lassen, denn es könnte sein, daß sie nicht bloß Ohren sondern auch Augen haben.

Das sind die Papiere des Erzherzogs, rief Roschmann mit lautem, triumphirendem Ton, und mit beiden Händen packte er das Portefeuille und hob es empor. Aber sofort legten sich Camilla's Hände auf seine Arme, und hielten ihn zurück.

Was willst Du mit dem Portefeuille? fragte sie bleich und mit bebenden Lippen.

Was ich damit will? erwiederte er mit einem höhnischen Lachen. Ich will Dich der Mühe überheben, es aufzubewahren, ich weiß einen Versteck, der noch sicherer ist, als dieser hier. Laß meine Hände los, Camilla, oder ich gebrauche Gewalt.

Aber sie klammerte sich nur fester an seine beiden Arme an, er versuchte vergeblich sich von ihr frei zu machen, sie zurückzustoßen. Er sprang, das Portefeuille mit beiden Händen haltend, empor, aber sie, fast an seine Arme gekettet, hob sich mit ihm aufwärts, und hielt ihn immer noch gepackt, indem sie ihn anstarrte mit großen flammenden Augen, mit todesbleichem, entsetztem Angesicht, als sähe sie da vor sich ein Gespenst, vor dem all' ihr Blut zu Eis erstarrt sei. —

Was willst Du mit dem Portefeuille? fragte sie noch einmal mit heiserer flüsternder Stimme.

Er lachte wieder. Ich will es gebrauchen, wozu es gut ist, sagte er. Sei vernünftig, Camilla, gieb meine Arme frei, ich warne Dich zum letzten Mal, gieb meine Arme frei, oder ich gebrauche Gewalt.

Thue es, sagte sie energisch, tödte mich, aber so lange ich lebe, sollst Du diese Papiere nicht bekommen, denn ich habe geschworen, sie treu zu bewahren.

Weiberschwur! rief er höhnend. Ein Thor, der auf Weiberschwur baut. Du willst es nicht anders! Nun so habe Deinen Willen!

Und mit aller Kraft seiner mächtigen Arme schleuderte er sie zurück, und sprang dann von ihr fort. Sie taumelte rückwärts, und fiel mit einem dumpfen Schrei zur Erde nieder. Ihr Kopf schlug hart und schwer auf die scharfe Ecke eines Stuhls und ihre Stirn ward verletzt, daß sofort das Blut aus der Wunde hervorquoll.

Du hast es nicht anders gewollt, sagte Roschmann düster. Ich mußte die Papiere haben und jetzt ist es gut.

Er nickte ihr zu, und wandte sich nach der Thür hin. Aber Camilla flog empor, zornig, wie eine Lö-

win sprang sie durch das Zimmer, und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür hin.

Wage es mich zu berühren, und ich schreie um Hülfe, rief sie drohend.

Thue das, sagte er gelassen, und wenn die Menschen herbei kommen, so ersuche ich sie, einen Polizei-Commissarius zu holen, und dem übergebe ich dann diese Papiere, damit er sie zu dem Grafen Metternich trage.

Camilla stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, daß selbst Roschmann's Herz bewegt ward, und seine Wange erbleichte.

Sei vernünftig, Camilla, sagte er fast bittend, laß uns hier keine romantischen Scenen spielen, sondern füge Dich der Nothwendigkeit. Es war für mich durchaus nothwendig diese Papiere zu haben, da ich aber wußte, daß Du sie mir nicht freiwillig geben würdest, so mußte ich wohl zu einer kleinen List meine Zuflucht nehmen, und mir den Anschein geben, als wolle ich selber von diesem schönen Versteck profitiren.

Du willst ihn also verrathen? fragte sie tonlos. Willst seine Papiere dem Grafen Metternich geben?

Nein, ich will sie dem Kaiser geben, sagte er ru-

hig, ich will Tyrol, ich will den Erzherzog retten, indem ich diese Revolution verhindere, von der ich überzeugt bin, daß sie keinen Erfolg haben wird, daß sie Tyrol nicht frei macht, den Erzherzog aber ins Verderben stürzen wird. Ich liebe den Erzherzog und ich will ihn erretten.

Du lügst! schrie sie entsetzt. Ich lese es auf Deiner Stirn, Du lügst! Du willst Johann verrathen, wie Du meine Mutter verrathen hast. Oh, Gott, Gott, es ist also dennoch wahr, mein Vater ist ein Verräther!

Nun ja denn, rief er ingrimmig, ja, er ist ein Verräther! Er hat Deinen herrlichen Liebhaber, den empfindsamen Tugendhelden Johann verrathen, er will seine Papiere dem Kaiser übergeben. Still, winsele nicht, und schreie nicht, Du sollst die Wahrheit wissen! Ja, ich bin ein Verräther, und ich habe die Geheimnisse des Erzherzogs Johann verkauft an seine Feinde.

Wehe über Dich, daß Du das sagen kannst, wehe über mich, daß ich es hören muß, schrie sie, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

Ich habe ihn verkauft, fuhr Roschmann düster fort. Die Noth zwang mich dazu. Du weißt, wie damals in Traiskirchen meine Gläubiger über mich

herfielen, wie sie mein Hab' und Gut pfänden, mich selbst in's Schuldgefängniß führen wollten. Grade in meiner höchsten Noth sandte Gott oder der Teufel, gleichviel wer, den Freund, der mich erretten sollte. Hudelist kam, er hörte von meiner Noth, er versprach nicht allein mich zu retten, sondern auch zu einem reichen, angesehenen Manne mich zu machen, wenn ich ein Werkzeug seiner Pläne sein wollte. Ich war in Noth und Verzweiflung, der Versucher lockte mich mit Gold und Ehren, — ich gab mein Wort, ihm zu dienen, seine Pläne auszuführen, und er erlösete mich dafür aus den Händen meiner Gläubiger, er that mehr, er erlösete mich von der Schande und Schmach. Denn, um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich hatte in meiner Verzweiflung falsche Wechsel gemacht, und sie befanden sich in Hudelist's Händen. Wenn er wollte, konnte er mich verderben, aber er zog es vor, großmüthig zu sein. Er gab mir die Wechsel zurück und ich —

Und Du verkauftest ihm dafür Deine Seele? unterbrach ihn Camilla.

Ich ward dafür sein Freund, sein Vertrauter, der Genosse seiner Pläne. Ich theilte seine Politik und machte mich zum Werkzeug derselben. Herr von

Hudelist ist eins der Häupter der französischen Partei, folglich bin ich auch französisch gesinnt, und muß Alles in Bewegung setzen, unserer Partei den Sieg zu verschaffen, die antifranzösische Partei zu vernichten. Der Erzherzog Johann gehört zu dieser, und um das dem Kaiser zu beweisen, muß er diese Papiere bekommen. Sei vernünftig, Camilla, füge Dich in das Unvermeidliche, entsage den phantastischen Plänen, die Dich mit dem Erzherzog verbinden, theile mit mir mein Leben, und ich verspreche Dir, unsere Zukunft soll glänzend und schön sein.

Sie schüttelte nur verächtlich das Haupt, und noch immer vor der Thür stehend, lehnte sie beide Hände auf die Schultern ihres Vaters, und sah ihn an mit einem Ausdruck angstvollen Flehens.

Gieb mir die Papiere zurück, sagte sie, oh ich beschwöre Dich, gieb sie mir zurück, und Alles, was Du jetzt gesagt hast, soll vergessen sein. Ich will nichts gehört, nichts begriffen haben, nie sollen meine Lippen ein Wort davon verrathen. Gieb mir die Papiere, und ohne Klage und ohne Vorwurf gehe ich noch heute von dannen, kehre heim nach Tyrol zu meinen Freunden, um Theil zu nehmen an dem

heiligen Kampf, oder in ein Kloster mich zurück zu ziehen.

Die Papiere bleiben mein! rief er hastig. Ich muß sie haben, um Beweise zu liefern.

So sei Gott Dir und mir gnädig und richte zwischen uns, rief sie, und die Thür hastig öffnend, stürzte sie in rasender Eile hinaus, flog sie wie ein Pfeil über den Corridor und die Treppe dahin.

Aber eben so rasch war ihr Vater hinter ihr her. Jetzt, auf der untersten Stufe der Treppe erfaßte er sie, packte er ihren Arm und zwang sie zu stehen.

Laß mich los, schrie sie, bemüht, sich ihm zu entwinden.

Wohin willst Du gehen? Was willst Du thun?

Laß mich los, wiederholte sie, mit ihm ringend. Ich muß zu ihm, ich muß ihn warnen, ihn retten.

Roschmann stieß einen Schrei aus, und ehe sie es hindern konnte, sie mit seinen beiden kräftigen Armen umfangend, hob er sie empor, trug sie die Treppe hinauf und zurück in ihr Zimmer. Dann ließ er sie los, und schloß die Thür hinter ihr ab.

Nun trat er dicht zu Camilla hin, die bleich, einer Ohnmacht nahe, auf einem Sessel niedergesunken war.

Du willst zu ihm hin, zum Erzherzog Johann? fragte er langsam. Du willst ihn warnen? Das heißt, Du willst die Mörderin Deines Vaters werden?

Sie schreckte zusammen, und schaute mit entsetzten Blicken zu ihm empor.

Ja, die Mörderin Deines Vaters, wiederholte er. Ein Wort, eine Warnung von Dir, und es ist um mein Leben geschehen. Wir haben geschworen, daß derjenige, welcher die Geheimnisse unsers Bundes verrieth, welcher auch nur ein Wort derselben Andern mittheilte, des Todes sterben sollte, daß kein Erbarmen geübt werden dürfte, daß Jeder verpflichtet sei, um der Sache willen, der wir dienen, den Verräther zu tödten. Gehe also hin, warne den Erzherzog Johann, sage ihm, daß Dein Vater ein faux frère in dem Bunde, ein Verräther ist, und Hormayr wird noch diese Nacht Hände finden, welche mich ermorden, sei's auf der Straße, oder in meinem Bett!

Entsetzlich! schrie Camilla verzweiflungsvoll. Ach Gott, Gott, habe Erbarmen mit mir! Sende mir den Tod, daß er mich befreie von dieser Qual! Habe Erbarmen und erleuchte mein Herz, daß es erkennen mag, was ich thun soll.

Was Du thun sollst? rief ihr Vater. Schweigen sollst Du und Dich unterwerfen. Eingedenk sollst Du sein Dessen, was Dir Deine sterbende Mutter befohlen hat. Gehorchen sollst Du dem Befehl Deiner Mutter, damit Du ihres Segens theilhaftig werdest. Erinnere Dich, daß Du mit heiligem Schwur gelobt hast, diesem letzten Befehl Deiner Mutter zu gehorchen, so lange Du lebst. Thue jetzt Deine Pflicht, und erfülle Deinen Schwur!

Ach meine Mutter, meine Mutter, rette mich, nimm mich zu Dir! rief Camilla, ihr bleiches Antlitz nach dem Bilde ihrer Mutter hinwendend, und die Arme zu ihm emporstreckend.

Wie lautete der Befehl Deiner Mutter? fragte Roschmann streng. Wiederhole mir ihr Wort. Im Namen Deiner Mutter fordere ich es von Dir.

Camilla faltete ihre Hände und schaute zu dem Bilde empor. „Ich befehle Dir, sagte sie mit zitternder Stimme, ich befehle Dir Deinen Vater zu lieben, ihm anzuhängen, ihm treu zu sein, ihm zu dienen und ihm gehorsam zu sein in allen Dingen. Nur wenn Du dies thust, wird der Segen Deiner Mutter mit Dir sein".

Hast Du geschworen, diesen Befehl Deiner Mutter zu erfüllen?

Ja, hauchte sie leise, ich habe es geschworen!

Nun also, erfülle Deinen Schwur! Liebe mich, sei mir treu und gehorsam in allen Dingen, damit der Segen Deiner Mutter mit Dir sei. Aber wenn Du es nicht willst, wenn Du den Fluch der Heiligen, die in dieser Stunde bei uns ist, auf Dein Haupt herabrufen willst, nun wohl, so gehe hin, warne den Erzherzog, verrathe mich, und über Dein Haupt komme das Blut Deines Vaters, und der Fluch Deiner Mutter!

Nein, nein, ich gehorche! rief Camilla. Ich gehorche dem Befehl meiner Mutter!

Du willst also schweigen? Willst mich dem Erzherzog nicht verrathen?

Nein, ich will schweigen.

Schwöre es mir bei dem Andenken an Deine Mutter. Erhebe Deine Augen zu ihrem Bilde, sei eingedenk des Befehls der Sterbenden, erhebe Deine Hand zum Schwur und sprich die Worte nach, die ich Dir sagen will.

Und Camilla that wie er geboten, ihre glühenden weitgeöffneten Augen waren starr auf das Bild ihrer

Mutter gerichtet, sie hob die Rechte wie zum Schwur, und sagte tonlos: sprich!

Roschmann sagte langsam und feierlich: „Ich schwöre bei Allem, was mir heilig ist, bei dem Geist meiner Mutter, daß ich meinen Vater mit keiner Sylbe, keiner Andeutung verrathen will, daß mir sein Geheimniß heilig sein soll, und ich, so lange ich lebe, zu keinem Menschen darüber sprechen will. Ich schwöre, daß ich meinem Vater gehorsam sein will, daß ich ihn niemals anklagen und verrathen will, so wahr ich hoffe selig, und des Segens meiner Mutter theilhaftig zu werden. Ich schwöre beim Geist meiner Mutter, daß demzufolge niemals der Erzherzog erfahren soll, daß mein Vater seine Papiere an sich genommen. Ich schwöre, daß ich lieber sterben, als meinen Vater verrathen will!

Und langsam und feierlich, mit erhobener Hand, die Augen unverwandt auf das Bild ihrer Mutter gerichtet, wiederholte Camilla die Worte ihres Vaters.

Dann, als er schwieg, ließ sie langsam ihre Hand sinken, ihre Augen glitten nieder vor dem Bilde, das wie in Thränen zu lächeln schien, und hefteten sich mit einem wunderbaren, seltsamen Ausdruck auf ihren Vater.

Ich schwöre, daß ich lieber sterben, als meinen Vater verrathen will, wiederholte sie noch einmal feierlich, dann mit einem lauten Aufschrei sank sie bewußtlos zusammen..

Herr von Roschmann, ohne weiter auf sie zu achten, eilte zu dem Versteck hin, schob mit hastigen Händen die Cassette hinein, schloß den Deckel, und ließ die Maschinerie spielen, daß das Parquet sich wieder zusammen schloß.

Dann mit dem Portefeuille in der Hand näherte er sich Camilla, die noch immer am Boden lag, und beugte sich zu ihr nieder, sie aufmerksam betrachtend.

Sie ist nur ohnmächtig, sagte er. Sie wird sich erholen. Ich habe nicht Lust, bei ihrem Erwachen zugegen zu sein!

Er nickte ihr mit einem hämischen Lächeln zu, und verließ, mit dem Portefeuille im Arm, das Gemach.

Ende des zweiten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck und Verlag von Otto Janke in Berlin.

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Erzherzog Johann und seine Zeit

Bd.: 2,2

Berlin 1860

P.o.germ. 1976 n-2,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10311481-1